

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

3400
.991
.2
v. 5



Library of



Princeton University.



Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds.

Aus Universitäts-Vorlesungen von

Rudolf Hildebrand.

1. Teil: Das ältere Volkslied.

Herausgegeben von

G. Berlif.

Zugleich Ergänzungsheft zum vierzehnten Jahrgange
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Der Ergänzungshefte fünftes.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1900.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort.

Dem Herausgeber sei es erlaubt, über die Herkunft der hier veröffentlichten Blätter kurz zu berichten.

Über mehr als vierzig Jahre erstreckte sich Rudolf Hilbrands dem deutschen Volkslied zugewandte Teilnahme: die ersten ernsteren Studien reichen heran an die Studentenzeit, und seine treue Liebe zur Volksdichtung gedachte der betagte Gelehrte noch unmittelbar vor seinem Scheiden durch eine eindringende Betrachtung der berühmten Ballade von Edward öffentlich zu bezeugen. Seit dem Jahre 1854 hatte er sich als junger Gymnasiallehrer in den Stunden, die ihm die Schulgeschäfte und die Korrektur des Grimmschen Wörterbuchs übrig ließen, mit dem historischen Volkslied beschäftigt: er betrat damals das Gebiet, wie er bescheiden an Jakob Grimm schrieb, nur als halber Laie, als Liebhaber. Im Februar 1856 konnte er das Ergebnis dieser Studien, „zum guten Teil die Arbeit ermüdeten Stunden“, in der Ausgabe des zweiten Hunderts von Fr. L. v. Soltaus Sammlung historischer Volkslieder den Brüdern Grimm „als eine kleine Gabe seiner Dankbarkeit und Verehrung“ vorlegen. Obwohl ein Forscher wie R. v. Liliencron bekennt, auf dem Grunde dieses Buches „nur fortgebaut zu haben“, scheint es über den Kreis der nächsten Fachgenossen und verehrender Schüler hinaus nicht vielen bekannt geworden zu sein, und doch kann es den Jüngern der deutschen Philologie wohl auch heute noch wegen der gehaltvollen, durch manch feine ästhetische Beobachtung ausgezeichneten Einleitungen und wegen der reichhaltigen sprachlichen Anmerkungen als lehrreiche Einführung in das ältere Neuhochdeutsch sowie in Leben und Denkweise jener Zeit zum Studium empfohlen werden. Ein warmer und erfolgreicher Werber fürs Volkslied ward Hilbrand, als er vor dreißig Jahren seine Lehrthätigkeit an der Universität begann. Er eröffnete sie im Sommer 1869 mit einer Vorlesung über das werdende Interesse für das Volkslied und dessen weitere Wirkung in unserer Litteratur. Daran schloß sich im Winter das Kolleg über das ältere Volkslied oder, wie er es später anzeigte, das Volkslied des 16. Jahrhunderts in seiner literar- und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Noch fünfmal hat er während zwanzig Jahren beide Vorlesungen, meist zweistündig, wiederholt: im Sommer 1880 sah er eine ansehnliche Schar von etwa zweihundert Hörern zu seinen Füßen, die begeistert seinen gemü-

581282

a*

11-6-25 Archiv (lit.) No. 1. 4

3400
201
1921

voll eindringenden Ausführungen lauschten. Das nachhaltige Interesse, das so erst bei vielen für das Volkslied geweckt wurde, ist es, was diese Veröffentlichung veranlaßt hat.

Obwohl Rudolf Hildebrand während der letzten Jahre vor seinem Tode (1894) schwer leidend war, so daß er schon im Frühjahr 1890 das Katheder nicht wieder betrat, schien ihm selbst doch wie seinen Freunden, da er gerade in dieser Zeit einer verfrühten Muße rüstig eine Reihe der frischesten Arbeiten mit wachsender Lust und auch ermutigender äußerer Anerkennung, meist in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, ans Licht stellte¹⁾, die Stunde, wo alles Schaffen ruhen werde, ferner zu sein als manchen Tag der früheren Zeit. Pläne über Pläne, die der schriftstellerischen Ausgestaltung ihn seit Jahren beschäftigender Lieblingsgedanken galten, stiegen in dem nimmer rastenden Geiste auf, und allem Anscheine nach gab er sich der Hoffnung hin, daß es ihm selbst noch vergönnt sein werde, die zahlreichen Notizen und Skizzen, die in Kollegienheften, Handausgaben, Kollektaneen und in den von ihm so genannten Gedankenheften niedergeschrieben waren, und denen auch jene letzten Arbeiten Anregung und Förderung dankten, zu kunstgerechter Darstellung auszuführen. So kam es denn wohl, daß er sich nie über die Verwendung seines wissenschaftlichen Nachlasses gegen die Nächsten geäußert hat. Aber schon der Umstand, daß er nachweislich für seine litterarischen Arbeiten von den 'Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen' au auch aus seinen für die Kollegien bestimmten Niederschriften geschöpft hat, rechtfertigte wohl oder erlaubte doch den Versuch, diese Materialien den ehemaligen Schülern und Freunden des verehrten Mannes, die es verlangte, auch in den hinterlassenen Bruchstücken die Spuren seiner eigenartigen wissenschaftlichen Thätigkeit zu betrachten, in ihrer unfertigen Form zugänglich zu machen.

Wer von Hildebrands Liebe zum Volkslied und seiner tiefen und umfassenden Kenntnis auch auf diesem Gebiete wußte, erwartete wohl, daß sich im Nachlasse etwas Fertiges vorfinden werde, das sich ohne weiteres zur Veröffentlichung eigne. Allein außer dem für die akademischen Vorlesungen bestimmten Hefte, das wesentlich eine Sammlung des Materials, nur hie und da fortlaufende Darstellung bietet²⁾, und den gleichfalls fast nur Notizen und Liedertexte enthaltenden Kollektaneen³⁾ hat sich nichts gefunden, was jener Hoffnung entspricht. Das Wirksamste wohl, was

1) Nun vereinigt in dem schönen Bande: „Beiträge zum deutschen Unterricht“. Leipzig, B. G. Teubner. 1897. X u. 446 S.

2) z. B. in der Einleitung, diese in genauer eigener Fassung Hildebrands, sonst nur in kleineren Stücken.

3) Die Stellen, die hieraus stammen, sind überall namhaft gemacht.

Rudolf Hildebrand im Kollege gab, entsprang meist der Stimmung des Augenblicks. Wenige Notizen, kurze Stichsätze, Citate genügten ihm¹⁾, und oft schüttelte er nur so heraus und entwickelte schwere Dinge, nur halb zurecht gelegt, ohne Hest in ziemlich geschlossenem Vortrag. Je tiefer dieser die Seelen packte, um so weniger waren die Zuhörer gestimmt, was sie andächtig aufnahmen, auch niederzuschreiben. So hat denn auch der Versuch, mit Benutzung von Hörernachschriften²⁾ die Aufzeichnungen Hildebrands in eine, wenn auch nicht kunstvolle, doch buchmäßige Form zu bringen, den Herausgeber selbst nur insoweit befriedigen können, als es auf jene Weise möglich gewesen ist, manche disiecta membra des Hildebrandschen Manuscriptes zusammenzufügen. Die Bezeichnung „Materialien“ soll von vornherein der Erwartung solcher Vorbeugen, die etwa in den hier dargebotenen Fragmenten, über deren Charakter ja die Buchform nicht täuschen will, mehr sehen möchten, als sie sein wollen. Seine Aufgabe sah der Herausgeber nur darin, den ihm zur Verfügung gestellten Kollegienheften von Hörern das zu entnehmen³⁾, was in Auffassung und Ausdrucksweise auf Hildebrandschen Ursprung hinwies. Daneben verfolgte er die Absicht, um derentwillen selbst eben nur angeedeutete Kapitel, wie die Abschnitte 9 bis 12, und veraltete oder heute in bequemen Hilfsbüchern erreichbare litterarische sowie bibliographische Nachweise⁴⁾ mit aufgenommen sind, eine Vorstellung von dem Verfahren zu geben, durch das Hildebrand nicht bloß Freude am Gegenstand zu wecken, sondern auch die Wege zu selbständiger wissenschaftlicher Betrachtung zu zeigen bemüht war. Aber freilich ist das Ganze mehr nur Skelett, das mit dem Fleisch und Blut lebensvoller Ausführungen zu bekleiden nur selten gelungen ist. Indes wird man auch so erkennen, wie es Hildebrand verstand, aus Bruchstücken das vergangene Leben, vor allem das innere, das poetische Leben sich und andern vorzustellen. Die Wissenschaft an sich galt ihm nur als Vorarbeit, zum Ziele führe sie erst — und von der Volksliedwissenschaft gilt das gewiß —, wenn etwas Dichterisches sich ihr zugeselle. So führte denn seine Betrachtungsweise tief

1) Für Abschnitt II, 1 (S. 21 ff.), womit H. übrigens „nur einen Vorſchmack von der eigentlichen Sache geben“ wollte, lagen von seiner Hand bloß drei halbe Quartseiten vor.

2) Deren leider nur sechs dem Herausgeber zur Verfügung gestellt worden sind; darunter vier, von denen sich je zwei, aus verschiedenen Jahren stammend, hie und da ergänzten oder berichtigten.

3) Darauf geht u. a. im wesentlichen zurück, was auf S. 89 ff., S. 179, S. 191—209 mitgeteilt ist. Für S. 129 u. 130, ferner S. 184 u. 185 konnten bereits gedruckte Ausführungen Hildebrands benutzt werden.

4) Wie z. B. im 4. Abschnitt und S. 175 ff. — In edigen Klammern hat der Herausgeber einige Zusätze derart, die sich bequem darbieten, hinzugefügt.

ins innere Leben, schärfte das Auge aber auch für das literar- und kulturgeschichtlich Bedeutsame. Zur Einführung in ein tieferes Verständnis und in die Geschichte des Volksliedes werden darum auch diese Fragmente, so viele Fragen sie unbeantwortet lassen, dennoch förderlich sein. Wer einst das Glück gehabt hat, die Vorlesungen über das Volkslied zu hören, dem werden diese Blätter zwar das Gefühl schmerzlicher Sehnsucht erregen, aber auch unvergessene Stunden lebendig machen und tausend Klänge wecken. Ja, vielleicht wird erst die Kenntnis von Hildebrands Persönlichkeit diesen Blättern rechten Sinn und Kraft verleihen.

Rudolf Hildebrands Verhältnis zum Volkslied bedeutet ein Stück seines ethischen Glaubensbekenntnisses. Neben Shakespeare war ihm, wie er einmal bekannt hat, im Kampf um die Weltanschauung das Volkslied, das immer wieder, so oft er zu ihm zurückkehrte, „alte, liebe, teure, heilige Gedankenmassen in ihm in Bewegung brachte“, „Aufergrund der Seele“; hier war er „wohlgeborgen, auch vor den philosophischen Stürmen, die von den aufgeworfenen Fragen, sogenannten Problemen, Jahre lang durch das arme Gehirn geraßt hatten. . .“ Das Bearbeiten des Idealen und Realen in Eins, „das Trachten aller Kunst und — des Lebens überhaupt in aller Zeit“, das fand er hier mehr als sonstwo. Sodann aber bezog er auf unser altes Volkslied ganz besonders, was er in den 'Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen' zu Gunsten jeder — nicht bloß der wissenschaftlichen — Beschäftigung mit dem Altertum gesagt hat: „Das Vorschauen wirft Fragen vor uns auf, zum Teil schwer genug, das Rückhauen giebt uns viel Antwort und damit Trost und Mut.“ Aber nicht minder wollte der mit jugendlicher Freude in der Gegenwart lebende und für die Zukunft wirkende Mann auch, daß „das Tüchtige der früheren Zeit helfen solle, das Schlimme in der Gegenwart zu zwingen“. ¹⁾ Im Liederstücke des Volkes offenbarte sich ihm das Leben der Volksseele, und das Mitleben des Einzelnen darin gab sich im Volkslied für ihn kund. Schön hat er einmal in den Gedankenheften (Mai 1878) ausgesprochen, was ihn so zum Volksliede hinzog: „Seit mehr als dreißig Jahren“, sagt er, „ergötzt, ja reizt es mich, mehr als das Lied eines auch bedeutenden Dichters in mich aufzunehmen, gesungene Lieder in ihren verschiedenen, auch zersungenen Gestalten zu verfolgen, zu sammeln, zu vergleichen, den Gedanken- und Stimmungswegen darin nachzugehen, auch in ihren Abwegen. Warum? weil man da das Seelenleben so und so vieler in ihren besten Stunden in sich nachlebt, wiederlebt, weil damit der Untergrund der Seele sich

1) H. Steig über H. v. Arnim (Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen. Bd. 2, S. 314).

ausweitet, vertieft, festet, stärkt¹⁾ gegen die Angriffe des Weltnichts (das allein das Etwas sein will alle Tage) — mich beglückt still nichts so sehr schon so lange. Heute sah ich den Grund, da ich einmal auf meine alten historischen Volkslieder komme. Das ist 'edle Geisterschaft verbunden' (Goethe 2, 356), vielmehr edle Seelenschaft, die eigentliche Kraft, der Schwerpunkt des Weltgauzen."²⁾

In dem Buche 'Vom deutschen Sprachunterricht' wollte Rudolf Hilbrand „die Lehrer lehren, wie sie das deutsche Wesen nach Sprache und Geist besser behandeln könnten, daß sie unser neues Deutschland von innen heraus aufbauen helfen“. Hierauf den Willen zu richten, das galt dem edlen Manne als eine seiner Hauptaufgaben, auch seiner rein gelehrten Thätigkeit. Darum darf wohl den Lehrern vor allen dies Büchlein empfohlen werden: auch hier wird in dem treuen Sohne unseres Volkes der vor sie treten, als den man Hilbrand mit Recht gerühmt hat, ein Lehrer der Lehrer. Doch einzelne Bausteine zu einer Geschichte des deutschen Volksliedes dürften in diesen Materialien auch diejenigen finden, die die Veröffentlichung in erster Linie als eine Bethätigung pietätvollen Gedankens anzusehen geneigt sind. Der Forderung, die im Jahre 1866 im Litterarischen Centralblatte (Nr. 30) erhoben wurde, „das liebe Volkslied endlich mit strenger Wissenschaft anzufassen, daß man aus dem bloßen Gefühle zum Wissen käme, was das Volkslied ist und was nicht“, hatte Rudolf Hilbrand bereits 1856, lange vor der Veröffentlichung von Uhlands Abhandlungen zum Volkslied, wenn damals auch bloß beiläufig, zu entsprechen sich bemüht, indem er „statt von oben von unten“ anfang „mit mühsamer Betrachtung und Erforschung des Einzelnen“.

Für die Herausgabe des zweiten Theiles, der das werdende Interesse am Volksliede besonders im 18. Jahrhundert zum Gegenstande haben wird, erbittet sich der Unterzeichnete auch hier die freundliche Mithilfe ehemaliger Hörer Hilbrands, die Nachschriften besitzen oder auch nur über einzelne Notizen verfügen. Hierfür sowie für jede Ergänzung und Besserung des ersten Theiles würde ihnen der Unterzeichnete herzlich danken.

Leipzig, Januar 1900.

Prof. Georg Berlit, Gymnasialoberlehrer.

1) Dazu am Rande: „d. i. das Leben der 'Volksseele', in das und die man da als lebendiges Glied eintritt, nicht darin auf- oder untergehend, wie die abstrakten Pantheisten fürchten.“

2) Mit den weiteren Worten: „in dem allein der Fortschritt geschieht, nicht im Geiste.“ Er nennt das seinen Herberschen Weltstandpunkt, den er angeboren haben müsse, wie ihm jetzt zum Bewußtsein komme; „aber Goethe“, fügt er hinzu, „hatte ihn eigentlich auch.“

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erster Abschnitt: Kunstlied und Volkslied	6
Zweiter Abschnitt: Neuere Lieder, die in alte Zeit zurückreichen	21
1. Das Weihnachtsfest in der Dichtung des Volkes	21
2. Volksmäßige Umbichtung ursprünglich geistlicher Lieder	44
Dritter Abschnitt: Die Bedeutung des Liedes im alten Leben	54
Vierter Abschnitt: Kurzer Bericht über die Litteratur des älteren Volks- liedes und seine Überlieferung	69

Proben des älteren Volksliedes.

Fünfter Abschnitt: Kranzlingen	76
Sechster Abschnitt: Streit zwischen Sommer und Winter	92
Siebenter Abschnitt: Das Mädchen und die Hasel	106
Achter Abschnitt: Die Rose im Volkslied	113
1. Von der minniglichen Bedeutung der Rose	113
2. Weitere Bedeutung der Rose	131
3. Begraben unter Rosen	134
Neunter Abschnitt: Martinslieder	142
Zehnter Abschnitt: Schlemmer- und Zecherlieder	150
Elfter Abschnitt: Faschnachtslieder	157
Zwölfter Abschnitt: Landsknechtlieder	163
Dreizehnter Abschnitt: Altdeutsches	169
Vierzehnter Abschnitt: Historische Volkslieder	183
Fünfzehnter Abschnitt: Kinderlied	210

Beilagen.

I. Ungedruckte Aphorismen aus den 'Gedankenheften'	212
1. Einfaches Singen	212
2. Rhetorik und Poesie	213
3. Was Andeutung ist und vermag	215
4. Vom Tragischen zum Heitern ist doch auch Fortschritt	215
II. Zwei Rezensionen aus dem Archiv f. Litt.-Geschichte VIII, S. 147—160	217
1. Über F. W. Böhmers Altdeutsches Liederbuch	217
2. Über des Knaben Wunderhorn, hrsg. von Birlinger und Creelius	225
III. Anzeige von H. v. Siliencrons Historischen Volksliedern aus der Allgem. Zeitung	230
Sach- und Namenregister	236

Das ältere Volkslied
in seiner kultur- und litterargeschichtlichen
Bedeutung.

Einleitung.

Um die geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts recht zu verstehen, ist ein wissenschaftlicher Grund zu legen. Dieser Grund ist mit das alte Volkslied, denn an dem Umschwung, der sich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Volksseele vollzog, sind nicht nur die großen Dichter, sondern insbesondere auch das Volkslied schuld.

Eine Definition, was Volkslied sei, geben wir nicht und versuchen wir nicht: im schärfsten Sinne genommen giebt es keine. Jede definitio wird ohnehin zur Beschreibung. Auch den wissenschaftlichen Streit, ob es überhaupt ein Volkslied giebt¹⁾, suchen wir hier lieber durch die That-sachen beiseite zu schieben. —

Der große Gegensatz zwischen Natur und Kultur zieht sich durch die gesamte Bildungsgeschichte der neueren Zeit.²⁾ Seit dem 16. Jahrhunderte machte sich, im Gegensatz zu der alternden Kultur, ein Interesse geltend an dem Leben, Denken, Empfinden und Singen solcher die jener Kultur ganz fern stehen. Im Spiegel der Natur sieht man die Überkultur plötzlich als Zerrbild, erschrickt und geht in sich und sucht den Rückweg zur Natur. Der erste Bruch in die Meinung vom Alleinwerte der Kultur geschah von einer Gegend unserer Erde aus, die der vermeintlich einzigen Kultur, der römisch-griechischen, am allerentferntesten war: bei den Wilden in Südamerika fand der Franzose Montaigne (geb. 1533, gest. 1592), bei dem Natur — la mère Nature — schon als Stichwort auftritt³⁾, die verlorene Natur wieder. Dies Interesse⁴⁾, das am äußersten Rande der bekannten Welt beginnt, geht dann auf

1) Es giebt Richtungen, die das Volkslied nicht nur heruntersetzen, sondern den Begriff völlig leugnen, und diese berufen sich dabei sogar auf Goethe. [S. über Begriff und Wert des Volksliedes die Einleitung zum 2. Teile.]

2) [Man vergleiche hierzu u. a. Hilbrands Ausführung dieses Gedankens in den „Tagebüchl. eines Sonntagsphilosophen“ S. 332 ff., auch im „D. Sprachunterricht“ S. 200.]

3) Doch schon mhd. nature der ander got (Strider, Kl. Ged. S. 69).

4) [Genaueres über das wachsende Interesse am Volksliede im 2. Teile.]

halbwilde Völker in Europa über, auf Lappländer, Esthen, Litthauer, Kosaken, und rückt so dem Kerne des faulenden Kulturlebens immer näher. Ganz aber gingen die Augen zuerst bei dem Volke auf, das unter den Kulturvölkern von der Erbschaft der römischen Kultur, von Roms verderblichem Einfluß, noch am freiesten geblieben war: bei den Engländern, und auch dort begann das Neue vom entlegensten Rande aus aufzutreten, von Schottland aus. Noch besser freilich hätte die Reinigung von Island, Norwegen kommen können, von wo sie zum Teil auch schon im 17. Jahrhundert tropfenweise ausging, jetzt nun zu einer Strömung anschwellend. In Schottland hatte man auch zuerst den Mut, Lieder aus Bauernmunde, zuerst, freilich nur alte, zum Drucke zu bringen zum Genuße für Kulturmenschen: das that im Jahre 1765 der Schotte Percy in seinen *Reliques of ancient Poetry*, der Montaignes Gedanken erfaßt hatte und den Geschmack des Publikums zu verbessern suchte.

Erst in Deutschland wagte man solche schöne Naturgeisteserzeugnisse auch in der nächsten Nähe zu suchen, bei den eigenen Bauern und ungebildeten Leuten. Auch da fing man eigenerweise am Rande an, im Elsaß, und zwar geschah es auf Herbers Anregung durch Goethe (1770). Denn ihre ganze Tiefe erhielt die Bewegung erst bei uns durch Herder, in dessen prophetischer Zukunftsweltanschauung, auf der wir ruhen, ohne dies Volksliedinteresse eine wichtige Lücke sein, ja die ohne dies keine rechte Wurzel haben würde. Von ihm auch ist das Wort Volkslied (seit 1773, Von deutscher Art und Kunst)¹⁾, wie der ganze moderne Begriff Volk als ewige Quelle alles Neuen, nur daß erst die französische Revolution die politische Seite des Begriffs hinzufügte. Auch Herder war angeregt worden von dem am wenigsten verrömherten England aus. Er begann unsere Revolution, die von den Stuben der Denker und Dichter aus die Seelen und Geister vom Drucke tyrannisch gewordener Kultureinflüsse befreite. Fortgesetzt wurde sie durch die Stürmer und Dränger in negativem Sinn, positiv durch Goethe und Schiller, sodann durch unsere Philosophen, und später auch politisch national — freilich alles eigentlich nur erst im Beginne, auch heute noch.²⁾

Aber die Bewegung ist doch im Gange, so sehr sich auch fortwährend stauende Männer und Trägheitseinflüsse entgegenstemmen oder in der alten krankhaften Richtung fortstreben und schieben. Es gilt von der Überkultur zurückzukommen und die Natur wiederzugewinnen, ohne die Segnungen der Kultur darüber einzubüßen. Aber nicht die Natur überhaupt, wie man es anfangs abstrakt verstand, sondern die eigene

1) Im 16. Jahrh. und früher hieß es einfach Lied. [S. Beilagen Nr. II, 1.]

2) Geschrieben im Winter 1869.

Natur, die unter jener Überkultur schwer gelitten hat, weil diese eine fremde war und ist; auch hier ist die Aufgabe zugleich, daß beim Kampfe gegen die fremde Überkultur die Segnungen der fremden Kultur nicht verloren gehen. Diese schwierige Aufgabe ist der heilige Kern unserer Zeit, und über sie und ihre Mittel müßte jeder geistig dazu Reife eingehend und vor allem unterrichtet, für sie gewonnen werden. Das geschieht aber noch nicht geflissentlich genug da, wo es vor allem geschehen müßte, an den Bildungsstätten der Nation, auf Gymnasien und Universitäten; ja auf Volksschulen könnte der Anfang dazu gemacht werden. Die mit Bewußtsein dafür wirken, das sind meist einsam abseits stehende Denker und Grübler — allerdings doch, wenn auch zum guten Teil unbewußt, unsere Kunst und Politik, Volkswirtschaftslehre u. s. w.

Die eigene Natur wiedergewinnen — das können wir nur, indem wir in unsere Vorzeit eintehren.¹⁾ Dies Eintehren in unsere Vorzeit ist, richtig gemacht, zugleich ein Eintehren in uns selbst, weil wir ja doch dort, wenn gesund, unser eigenes lebendiges Selbst wiederfinden, soweit es mit dem alten zusammentrifft — und dadurch nicht Rückschritt, sondern der rechte Fortschritt.

Im öffentlichen Leben z. B. kämpft man gegen den absoluten und Polizeistaat und für Selbstverwaltung und Selbstregierung des ganzen Volkes wie der Gemeinde, das heißt man kämpft gegen den spät-römischen Staatsbegriff und für den germanischen, den man aus dem am meisten germanisch gebliebenen England und aus dem Studium der eigenen Vorzeit wiedergewonnen hat und gewinnt. Man kämpft gegen die Juristerei der Schreibstuben, eine späte Pflanze auf gelehrt römischem Kulturboden²⁾, und für öffentliches und mündliches Rechtfinden unter Beteiligung des Volkes, dies unmittelbar unter englischem Einfluß.

So im Unterrichtswesen, in der Unterhaltungslitteratur, überall wo es sich um das Menschliche handelt, ist dieselbe Bewegung im Gange. Bürgers Wort von 1778: „Alle darstellende Bildnerie kann und soll volksmäßig sein, denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit“³⁾ (das vox populi vox dei in ästhetischer Anwendung) ist das Motto des nationalen Lebens überhaupt geworden.

Und alle, vielleicht wirklich ohne Ausnahme, stehn und gehn, wenn auch oft unbewußt, in dieser Bewegung mitten drin — daher auch das

1) [Vgl. Hildebrands „Ges. Vorträge und Aufsätze“ S. 12 ff., „Sprachunterricht“ S. 235, auch „Beiträge“ S. 110 u. ö.]

2) Späterer Zusatz: „und nun (1873) gegen Uniformierung der Gewissen und Geister, die von Rom (und Frankreich) ausgeht, bekämpft von Luthers deutscher Geisteswelt“.

3) Vorrede zu den Gedichten 1778.

Interesse für unsere Vorzeit, das einem ja sonst bange machen müßte, und der Reiz, den das ältere Volkslied auf uns hat.

Begriff und Name Volkslied sind neu, die Sache ist uralt. Im 14. und 15. Jahrhundert ist die Blüte des Volksliedes, für die frühere Zeit können wir es nur ahnen, wie wenn man von einer Bergeshöhe ein Thal im Nebel sieht, und hier und da durch die Lücke eine blühende Au durchblickt. Welche herrliche Stücke vorhanden waren, ahnen wir aus dem alten Hildebrandslied, das sicher ein Sänger von Fach gesungen hat, und dem eine Art fester Kunstübung voranlag. Noch mehrere Jahrhunderte älter sind die Merseburger Zaubersprüche, volksmäßig, echte Volkspoesie, vielleicht vom Priester gedichtet, der ähnlich den gallischen Druiden die Sangeskunst pflegte.

Volkslieder im strengen Sinne kennt die mittelhochdeutsche Überlieferung, soweit sie uns bekannt ist, nicht. Aber Nibelungenlied und Gudrun stehen teilweise schon dadurch auf verwandter Linie, daß die unumgänglich nötigen letzten Redaktoren sich in ihnen nirgends nennen, was auf der Höhe des Kunstbewußtseins doch das erste ist. Rein wild wachsende Pflanze ohne jede Kunstüberlieferung ist das Volkslied nirgends, etwas feste Übung und etwas Handwerksmäßiges bildet sich sofort, sowie der Gesang irgend bestimmte Formen annimmt. Die sogenannten Lieder der Fahrenden stammen aus niederen Ritterkreisen (eine bewußte Gegnerschaft an kleinen Höfen bis ins 16. Jahrhundert!): hier entstanden Dichtungen wie die Nibelungen, Gudrun u. a., hier bestand noch nahe Fühlung mit den Fahrenden und dem Volke. Ein unschätzbares Stück liegt uns vor, außer den höfischen Versuchen, besonders Gottfrieds von Meissen, das Volkslied nachzuahmen: ein Bierzeiler¹⁾, eine Art Schnaderhüpfel, dergleichen italienische Bauern bei ihrer Arbeit an die zwanzigmal singen:

Swaz hie gât umbe
daz sint allez megede:
die wellent âne man
alle disen sumer gân,

d. h. „alles was hier herumgeht, das sind alles Jungfrauen; die wollen alle diesen Sommer („Sommerjaison“) ohne Mann gehn,“ d. h. nichts von den Buben wissen, keine Liebeleien treiben — ein Liedchen, bestimmt zur Frühlingsfeier. Die beiden Geschlechter standen da einander gegenüber und spielten Liebe und Ehe. Vielleicht hatten sie es im Winter miteinander verdorben, und so ergab sich dieses Programm, ein Bundeslied,

1) In den Carmina Burana, herausg. von Schmeller, S. 203, Nr. 129a.

das die Jungfrauen zum Tanze fangen, den Jünglingen ihr Schicksal als Kriegserklärung ankündigend.¹⁾

Vom 15. und 16. Jahrhundert an verschwindet oder entartet das Volkslied allmählich. Vor dieser Zeit ist es reicher, gesünder, selbstständiger, mannigfaltiger, wahrer und echter. Das meiste Treffliche, was im neueren Volkslied zurückgeblieben ist, stammt daher. Jenes ältere Lied entstand unter Voraussetzungen, in die wir uns nicht so leicht versetzen können.²⁾ Auch solche tiefe Wirkung der Töne, wie sie die Worte (Erf, Lieberhort 357) bezeugen:

Nachtigall, ich hör dich singen,
Das Herz im Leib möcht mir zerspringen —

liegt uns doch jetzt fern, auch bei größter Empfänglichkeit (ob auch bei unglücklicher Liebe, wie dort im Volkslied?): da ist also viel und etwas Wichtiges verändert im Fühlen.

In den folgenden Betrachtungen soll von unserer Zeit aus rückwärts gegangen werden, wesentlich um zu zeigen, wie auf diesem Gebiete der geistige Faden der Entwicklung noch nicht oder nie ganz abgerissen ist, wie wir an diesem Faden uns noch ohne Sprung und Kluft in unsere Vorzeit zurückfinden können. Es ist wie auf dem Gebiete des Märchens, der Sage, des Kinderlieds, des Aberglaubens, kurz auf allen den Stellen des Lebens unseres Volkes, wohin die die eigene Natur befeindende Gelehrsamkeit nicht gedrungen ist.

1) Wilmanns, *Leben und Dichten Walthers v. d. Vogelweide* S. 17: „ein Sprüchlein, das spröde Mädchen gesungen haben mögen, wenn die Duhlen für das Jahr gewählt wurden“. [Vgl. übrigens auch unten S. 89 ff. und Beilage Nr. I, 1.]

2) [Die Ausführung auf S. 4 bis Swaz hie geht ebenso wie die Worte oben „Vom 15. und 16. Jahrhundert“ bis „versetzen können“ nur auf eine Hörernachschrift zurück.]

Erster Abschnitt.

Kunstlied und Volkslied.

Wie die städtische Kulturwelt, die Bücherliteratur jetzt auch an die Stellen eindringt, wo eigentlich nur das Volkslied Herr war, mögen zuvor, im grellen Gegensatz, ein paar Proben zeigen.

Zu dem heutigen Volkslied, wie es wirklich gesungen wird, finden wir neben Neuem noch allerlei Altes, neben Schlechtem noch allerlei Tiefes und Gutes, freilich unserm Gedankengang sehr entriickt. Als Probe diene ein Lied, das wohl aus dem 17. Jahrhundert stammt. Damals entstanden viele Landsknechtlieder, und aus dem Landsknechtswesen hat sich einzelnes bis in die Gegenwart erhalten. Es ist ein

Soldatenabschied.

1. Wer bekümmert sich, und wenn ich wandre
Hier aus dieser Kompagnie?
Ist die eine nicht, so ist's die andre,
Die sich tranken thut,
Wenn ich wandre.
Morgen gehts in aller Früh!
2. Jezzo geb ich meinem Pferd die Sporen,
Zu dem Thor reit ich hinaus.
:: Schatz, du bleibst mir auerkoren, ::
Bis ich wiederum komm nach Haus!
3. Sie dreht sich um und um und weinet bitterlich,
Denn der Abschied fällt ihr schwer.
:: Ihre Auglein die geben Wasser, ::
Fließen wie das rote Meer.
4. Finstre Nacht die hat mich überfallen,
Ich muß bleiben in dem Feld,
:: Da will ich mein Zelt aufschlagen ::
Zu dem weit und breiten Feld.

5. Und jetzt laß ich meine zwei Pistolen,
 Ich vor Freuden zwei drei Schuß,
 ∴ Meiner Herzliebsten zum Gefallen, ∴
 Weil ich von ihr scheiden muß.¹⁾

Das Lied hat in seiner Art Stimmung mit viel Farbe, aber wenig fester Form, ja Unklarheit. Ursprünglich war die Schärfe sicher da. Für das echte Merkmal des Volksliedes hat man Verwaschenheit des Stoffes, schwache Ausführung des Vordergrundes angesehen, und nach dieser Hinsicht es nachgeahmt, z. B. Eichendorff. Die Romantiker schrieben das geradezu auf ihr Banner. Das Dunkle, nicht selten Unlogische trat naturgemäß ein infolge des zu Verstandesmäßigen der Kunstdichtung, z. B. eines Opitz, Gottsched und Andrer; diese malte nur Vordergrund und zeichnete scharf, aber der Hintergrund, der doch das Einzelne zum Ganzen verbindet, fehlte.

Aus der gefühlsfellen Zeit des 18. Jahrhunderts, etwa den achtziger Jahren, stammt ein Lied, das in der Mitte steht zwischen Volks- und Kunstlied.²⁾

1. Wir haben^a den Frühling gesehen,
 Die schönsten der^b Blumen begrüßt^a,
 Der Nachtigall Stimme belauschet,
 Ein himmlisches Mädchen geküßt.
 Hört ihr die Glocken, sie läuten zur Ruh^b
 Läuten ja läuten zur Ruh^c,
 Läuten zur süßesten Ruh.^d

^a Ich habe ^β Ich habe die ^a schönste . . . begrüßt ^b Ruh, ∴ lauten
^c Laute, ja laute nur zu ^d laute zur süßen Ruh.

- 1) Erf, Liederhort Nr. 134. [Bei E.-B. 3, 232 nach der 3. noch 2 Strophen:

„Herzger Schatz, laß dich erbarmen,
 Steig herab von deinem Pferd!
 ∴ Ruhe sanft, ja sanft in meinen Armen, ∴
 Bis die Sonne untergeht!“

„Herzger Schatz, laß mich nur reiten,
 Denn es muß doch einmal sein:
 ∴ Da komm ich zwei, drei Stündlein weiter, ∴
 Eh die finstre Nacht bricht ein.““]

2) Handschr. Niederb. eines sächsischen Soldaten, auch in dem Cleveschen fl. Bl., daher die Varianten a, b etc., die andern α, β etc. aus einem fl. Bl. von Winterstein in Schönebeck, dabei fehlt der Refrain durchaus. — Neu auch aus dem Erzgebirge bei Afr. Müller S. 60.

2. Der liebliche Lenz^e ist verschwunden,
Die Blumen sind alle dahin⁷,
Ins Grab ist mein Liebchen^f gesunken,
Der Nachtigall^d Stimm ist verstummt.⁸
Hört ihr die Glocken u. s. w.
3. Der Frühling er kehrt ja^h einst^e wieder,
Die Blumen blühen allⁱ wieder auf⁷,
Die Nachtigall singt^k frohe Lieder,
Mein Mädchen wacht nie wieder auf.⁷
Hört ihr u. s. w.
4. O Vater, o Vater dort oben^l,
Du siehst auf uns Sterblich^m herab,
Und alles was lebet auf Erdenⁿ
Findt jedes von selber^o sein Grab.
Hört ihr die Glocken u. s. w.

e Der Frühling der 7 verblüht f Mädchen d Verstummt ist der
Nachtigall Lied g Stimme verstummt h der kehret e Jetzt l. uns d. F.
bald i blühen alle k Und d. B. erfreuen den Blick k schlägt η Doch
m. Liebchen höret sie nicht. l von o. m Du schauest von oben n w. da
l. a. der Erde o im sinken f. Gr.

Die 4. Str. lautet im Schönebecker fl. Bl.:

Dort liegt sie mit Erde bedeckt,
Und Rosen blühen auf ihrem Grab,
O! könnt ich sie wieder erwecken,
Die die einzige Rose mir gab.

Den Schluß bildet hier:

5. O Vater, o Vater dort oben,
Du hast mir mein Liebchen geraubt,
Es giebt zwar der Mädchen so viele,
Doch keine ist wie sie gebaut.

Hier ist eine einheitliche Stimmung noch zu erkennen. Es steht der Kunstpoesie näher, ist logisch klarer als das Lied aus dem 17. Jahrhundert, aber reine Kunstpoesie ist es sicher auch nicht. Das Lied und der Kehrreim, der auch in ein neues Soldatenlied¹⁾ hinübergenommen ist, „atmen eine Art resignierter Sterbenswehmut, nicht süßlich sentimental.“²⁾

1) „Der Sturm auf Friedrichstadt 1850.“

2) [Hilkebrand, Hist. VL 2, 507.]

Die Litteratur des 18. Jahrhunderts hatte bei all ihrer Größe eine gewisse Verstiegtheit gegenüber der Wirklichkeit an sich. In den hohen Regionen der Seele, bis zu der die damaligen Dichter emporgestiegen waren, sich dauernd anzusiedeln, ist nicht möglich. Schiller stellt diese Verstiegtheit des Jahrhunderts am schärfsten dar, Goethe hatte nie die Wirklichkeit ganz verlassen. Da ist es nun interessant, zu sehen, welche Änderungen das Volk mit den Erzeugnissen der Kunstpoesie vornimmt. Wie es in der Sage und im Volkslied verfährt, unwillkürlich, unbewußt, so singt es sich auch das Kunstlied nach seinem Bedürfnis zurecht.¹⁾ So gehen denn Schiller und Goethe auf sogenannten fliegenden Blättern um! fand Schiller, der eben selber den Rückweg, Heimweg von jener Verstiegtheit suchte, den Pfad nicht ganz, der Volksfänger hat ihm nachgeholfen in der Umgestaltung, die er mit der „Sehnsucht“ vornahm. Dort hat das Schillersche Gedicht mit seinen 4 achtzeiligen Strophen folgende Gestalt²⁾:

1. Ach! in dieses Thales Gründen,
Wo der kalte Rebel drückt,
Könnte ich den Ausgang finden,
O wie fühlt, o wie fühlt ich mich beglückt.
2. Da erblickt ich schöne Hügel,
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Auf dem Berge, auf dem Berge möcht ich sein.

Schiller hat folgende Fassung:

1. Ach! aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Rebel drückt,
Könnst' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt' ich mich beglückt.
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.
- 2, 1 ff. Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Wir der Düfte Balsam zu.

1) Wie ich in Oberstorf (Oberbayern) im Sommer 1863 es erlebt habe, daß mir Schillers „An der Quelle saß der Knabe“ von zwei singenden Schwestern (Huber) aufgetischt wurde, ohne daß vom Dichter eine Ahnung vorlag.

2) Flieg. Bl. Das erste von „Vier Fröhliche Lieder. Leipzig, bei G. D. Cleve.“ Schiller ist im Druck nicht genannt.

3. Ach wie schön muß sich's da leben
Da im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf grünem Hügel,
O wie labend, o wie labend muß es sein.
4. Und die Blumen die da blühen,
Blühen hell und dunkelblau,
Und die Weisken, die da glühen,
Werden keinen, werden keinen Winter grau.
5. Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne, in das schöne Götterland.
6. In der Nähe seh ich schwanken
Ein Schifflein, das der Fährmann hält,
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel, seine Segel sind bestellt.¹⁾
- 3, 1 ff. Ach wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein.
- 2, 5 ff. Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkeln Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.
- 3, 5 ff. Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.
- 4, 5 ff. Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.
- 4, 1 ff. Einen Rachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind besetzt.

Wie da sich die Kunstgedanken eines gelehrten Dichters berühren mit den niedrigen am Boden bleibenden Gedanken eines Halb- oder Viertel-Gebildeten! Das Lied ist hier weniger sentimental gemacht, ge-

1) bestellt = gestellt, gerichtet (?).

sünder gewendet, der Kern geblieben. Dahin gehört, daß dem Schiffelein („Nachen“ bei Sch.) der Fährmann nicht „fehlt“, sondern es bereit hält. Dennoch ist es, besonders durch Weglassung von V. 3, 5—8 bei Sch. („doch mir wehrt des Stromes Toben u. s. w.) fast noch romantischer gemacht, in den Umrissen verwischter, denn den Strom muß man nun aus V. 6 raten. Wie leicht rät es sich aber, daß in einem „Thale“ ein Fluß ist! Merkwürdig, gewiß glücklich ist auch die in V. 5. 6 vorgenommene Umstellung, gerade der Schluß und damit der Eindruck ist dadurch gesünder, frischer, weniger sentimental. Auch die andern Auslassungen und Änderungen vereinfachen und erfrischen das Gedicht, ohne dem Kern zu schaden. Wie sich die Leute Schillers subjektives Gedicht zurecht gesungen haben! es wird doch von herumziehenden Guitarrenspielern oder von Harfenmädchen gesungen sein.¹⁾

Ein eigner ähnlicher Fall ist es mit einem Goetheschen Liede, oder vielmehr mit zweien, „An dem reinsten Frühlingsmorgen“ und „Bei dem Glanz der Abendröthe“, auf einem fl. Blatt²⁾, wo der Text der ursprünglichen Fassung Goethes weit näher steht, echter ist als in den Ausgaben.

- (I) 1. An dem schönsten^a Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und sang,
Jung und schön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder drang.^b
- (II) 2. Tirsis bot ihr für ein Mäulchen
Gleich zwei Schäfchen an dem Ort^c;
Sie besaun sich noch^d ein Weilchen,
Doch sie sang und lachte fort.
- (III) 3. Und ein anderer bot ihr Bänder,
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern^e,
So wie mit den Lämmern Scherz.
- — — — —

In den Ausgaben folgende Abweichungen vom obigen Texte: a reinsten b sang c Zwei, drei Sch. gleich am D. — Da drei Sch. gleich am D. (in Schmieder, Theaterjournal) d Schallhaft blickte sie — Sie bl. sch. nur (Schmieder) e Bänder (Schmieder)

1) [Diese Ausführung h.s. (von „Das Lied ist hier“ an bis „gesungen sein“) stammt, wie auch S. 12 (2. Absatz) bis 20, bereits aus dem J. 1854 und ist der Abschrift des fl. Bl. angefügt.]

2) Aus Delitzsch, „Fünf Neue Lieder“, das erste davon.

Des armen Klüverlein's Lied

Ach' ich armes Klüverlein
 Mutter^b, woßst du gebor,^a
 Lenz gieng am Oener vorbei,
 Hat mir kein Blümlein gehend
 Ach wie, wie weit untern^c
 Zwei Schäflein^d die gehen im Oener
 Glück zu^e, ihr Schäflein, ihr jeh^f
 Den Frühling zum erdenma^g
 Ach' wie, wie weit oben^h
 Zwei Vöglein fliegen in Luft
 Glück zu, ihr Vöglein, ihr jeh^f
 Der göttlichen^b Heimat zu

a Ach! ach! b O Mutter! ... gemacht c Ach, wie weit unten
 d Sch. g. im Thal e Viel G. ... haben f Ach, wie weit oben
 g Viel G., ihr V., flieget h besser

Dies Lied aber, das Plönnies und Hof ...
 drei Nagelschmieden singen hörten, die nie über ...
 waren — wahrscheinlich hatte es irgent ein ...
 wies bald darauf G. Meier als von Julius Keller ...
 Silber komponiert nach.¹⁾ „Jedemals ist ...
 Dichter in dem Liede den Ton des ...
 erinnere mich noch,“ so schließt Hof ...
 welcher Innigkeit und in welcher ...
 Männer, die verstränkten Arme ...
 hin sangen und wie sie und ihr ...
 eins ihrer schönsten priesen.“ — Das ...
 lied“ in dem Album: Das jüngste ...

Zuerst gedruckt wurde es ...
 v. Sedendorfs Musenalmanach für ...
 von Kerners Gedichten²⁾ ist das ...

1) Im 4. H. derselben ...
 2) Kerner sonst so im ...
 Soltau 2, 460 das ...
 Bestlein ist (s. ...
 3) Album der ...
 141 als ...

- (II) 4. Und er zog mich zu sich nieder,
 Küßte mich so hold und^f süß,
 Und ich sagte: blase wieder,
 Und der gute Zunge blies.
- (I) 5. Bei dem Glanz der Abendröthe
 Ging sie schier^g den Wald entlang;
 Damon saß und blies die Flöte,
 Daß es durch die Seele drang.^h
- (III) 6. Meine Ruh ist nun verloren,
 Meine Freuden sind entflohn.ⁱ
 Und es schwebt^k vor meinen Ohren
 Immer noch der schöne^l Ton.

f, so g Ging ich still h von den Felsen klang — daß mirs in d. S. dr.
 (Schmieder) i M. Freude floh davon — M. F. nun dahin (Schmieder) k ich
 hör (und Schm.) l nur den alten — süßen (Schmieder).

Die Lieder¹⁾ müssen unmittelbar von der Bühne herunter in den
 Gesang von Volksängern gekommen sein. — Einen beachtenswerten Text
 hat auch, ohne des Dichters Namen, das Liederlexikon.²⁾ Er ist in der
 Hauptsache dem des fl. Bl. gleich, doch mit Änderungen, die offenbar auch
 so erfungen sind, einzeln aber dem ursprünglichen Text ganz gleich. V. 4, 1. 2
 heißt es: „Und sie ließ sich zu ihm nieder, Küßte ihn so hold, so süß.“³⁾

Ein interessanter Fall der Verührung des Volksliedes mit
 dem Kunstlied, der für die vorliegende Betrachtung brauchbar ist, kam
 im Jahre 1853—54 vor. In Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie
 und Sittenkunde⁴⁾ machte W. v. Plönies selbstgesammelte Volkslieder
 aus dem Odenwalde bekannt: „Ich greife auf gut Glück in den noch
 ungeordneten Schatz, und eine Perle kommt mir zuerst in die Hand, die
 mich von neuem begreifen lehrte, warum ein Goethe vom Volkslied
 lernen konnte. Es ist ein Lied, das in drei Strophen alles zusammen-
 faßt, was von der Poesie des Klosters schon gesungen ist.“

1) Daß schon Goethe beide Lieder aufeinander bezog, lassen die Überschriften
 „Die Spröde“ und „Die Bekehrte“ raten, und der Refrain der Verse bei beiden
 „So la la! le ralla u.“, der hier weggelassen ist.

2) Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkst. Lieder, Weim. Jahrb. 6, 85 ff.,
 dann besonders 3. Aufl. 1869. Allgem. deutsches Lieder-Lexikon oder vollst.
 Sammlung aller bekannten deutschen Lieder und Volksgesänge in alphabetischer
 Folge. 4 Bde. Leipzig 1847. Nr. 72.

3) Auch, wieder anders, in Finks musikalischem Hauschatz S. 55, hier mit
 des Dichters Namen.

4) 1. Heft S. 98 ff.

Des armen Klosterfräuleins Lied.

Ach^a ich armes Klosterfräulein,
Mutter^b, was hast du gethan!^b
Lenz gieng am Gitter vorüber,
Hat mir kein Blümlein gebracht.

Ach wie, wie weit unten^c
Zwei Schäflein^d die gehen im Gras^d;
Glück zu^e, ihr Schäflein, ihr sehet^e
Den Frühling zum erstenmal.

Ach^f wie, wie weit oben^f
Zwei Vöglein flogen in Ruh;
Glück zu, ihr Vöglein, ihr ziehet^g
Der göttlichen^h Heimat zu.

a Ach! ach! b O Mutter! ... gemacht c Ach! ach! wie tief tief dort unten
d Sch. g. im Thal e Viel G. ... jahet f Ach! ach! wie weit weit dort unten
g Viel G., ihr V., flieget h besseren.

Dies Lied aber, das Plönnies und Wolf „mitten im Odenwald von drei Nagelschmieden singen hörten, die nie über ihren Ort hinausgekommen waren — wahrscheinlich hatte es irgend ein Bänkelsänger dahin gebracht“, wies bald darauf E. Meier als von Justinus Kerner gedichtet und von Sittler komponiert nach.¹⁾ „Zedenfalls ist das ein Beweis, wie sehr der Dichter in dem Liede den Ton des Volksliedes getroffen hat.“²⁾ Ich erinnere mich noch,“ so schließt Wolf diese Mitteilung, „mit Freude, mit welcher Innigkeit und in welcher fast andächtigen Stimmung die drei Männer, die verschränkten Arme auf dem Tisch, das Liedchen vor sich hin fangen und wie sie und ihr alter Vater es mit Begeisterung als eins ihrer schönsten priesen.“ — Das Lied steht auch als „altes Volkslied“ in dem Album: Das singende Deutschland.³⁾

Zuerst gedruckt wurde es mit der Aufschrift „Klosterfräulein“ in Leo v. Sedendorf's Musenalmanach für das Jahr 1807⁴⁾; in die erste Sammlung von Kerners Gedichten⁵⁾ ist das Lied merkwürdigerweise nicht aufgenommen.

1) Im 4. H. derselben Zeitschr. S. 477 (1854).

2) Kerner sonst so im Volkston s. Wdh. 3, 316. S. übrigens auch in Soltau 2, 460 das Husarenlied „Die Schlacht an der Kappbach“, das von Ludwig Beckstein ist (s. Reinh. Beckstein, Deutsch. Mus. 1, 327 ff.).

3) Album der ausgewähltesten Lieder und Romanzen zc. Leipzig 1850. Erster Band (4. Aufl.) S. 103 mit Abweichungen. Es ist hier genommen aus Kerschmer Nr. 109, S. 192, der es als „altes Volkslied“ giebt ohne weiteres.

4) S. 141 als das fünfte von „Lieder von E. K.“ mit den oben a, b zc. angegebenen Varianten.

5) Bei Cotta 1826.

Ein Lied von Klammer Schmidt „Neuer Vorsatz“ (1781)¹⁾, Um-
dichtung einer Übersetzung nach Anakreon, beginnt:

Da lieg ich auf Rosen,
Mit Weilschen gestickt!
Nun will ich auch trinken,
Bis lachend vom Himmel
Der Hesperus blickt.

Man singt aber:

Hier sitz ich auf Rasen,
Mit Weilschen bekränzt.
Hier will ich auch trinken
Bis lächelnd am Abend
Mir Hesperus glänzt.

Schon 15 Jahre später hatte sich das Lied im Munde des Volkes
so umgestaltet²⁾, das heißt sangbarer und weniger gelehrt gemacht,
namentlich durch natürliche Wortstellung und Wendungen.

Ebenso ist die volksmäßige Umbichtung von Kazners³⁾ Romanze
„Die schreckliche Brautnacht“ eine Verbesserung.

Die schreckliche Brautnacht
oder
Heinrich und Wilhelmine.
Romanze.

(Alte Weise auf den liesesabentheuerlichen Honri quatro.)⁴⁾

1. Heinrich schließ bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein;
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
Ließen ihn nicht süßes Schlafs sich freun.

Die Umarbeitung hat folgende Fassung:

1. Heinrich lag bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein;
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
Ließen ihn nicht ruhig schlafen ein.

1) Bei Goedeke, *Ess. v. d. D.* 1, 640 b aus dem Gött. Mus.-Anm. 1790, 213 ff.

2) Hoffmann v. Fallersleben, *Weim. Jahrb.* 6, 148. [Vgl. Böhme, *Volksth.* Lieder Nr. 307 a.]

3) J. Fr. A. Kazner, geb. 1731, gest. 1798, „Der gräf. Degensfeldische Hofrat, Herr K. von hier [Stuttgart]“, Raß und Fulda, der teütsche Sprachforscher (1778) 2, 8.

4) *Erlach, Volkslieder der Deutschen* (1835) 5, 509. — Sehr verändert und mit Abkürzung von zwei Strophen in *Matthiassons lyr. Anth.* IV, S. 251. [Vgl. Böhme, *Volksth.* Lieder Nr. 138.]

2. Zwölfe schlugs, da drang durch die Gardine
Plötzlich eine kleine weiße Hand.
Was erblickt er? seine Wilhelmine,
Die vor ihm im Sterbekleide stand.
3. „Bebe nicht,“ sprach sie mit leiser Stimme,
„Ehmals mein Geliebter, bebe nicht!
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.
4. „Warum traut ich deinen falschen Schwüren,
Baute fest auf Redlichkeit und Treu’;
Warum ließ ich mich die Worte rühren!
Die du mir nur gabst aus Heuchelei.
5. „Zwar der Tod hat mir mein junges Leben,
Trauter Heinrich, mitleidvoll verkürzt;
Aber Tugend hat mir Kraft gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin gestürzt.
6. „Doch weil sterbend noch in meinem Herzen
Irische Liebe dir gewidmet war,
Soll hienieden ich, doch ohne Schmerzen,
Freudlos irren dreimal sieben Jahr.

Umarbeitung:

2. Zwölfe schlugs, da drang durch die Gardine
Eine weiße kalte Totenhand.
Wen erblickt er? seine Wilhelmine,
Die vor ihm im Sterbekleide stand.
3. „Bebe nicht“, sprach sie mit sanfter Stimme,
„Ehmals mein Geliebter, bebe nicht!
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.
5. „Warum traut’ ich deinen falschen Schwüren,
Baute fest auf Redlichkeit und Treu’;
Warum ließ ich mich durch Worte rühren!
Die du gabst aus lauter Heuchelei.
4. „Zwar der Kummer hat mein junges Leben,
Bester Heinrich, schmerzlich abgekürzt;
Doch der Himmel hat mir Kraft gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin gestürzt.

7. „Schätze hast du, Heinrich ach! bediene
 Sie zu dein- und meiner Seelenraft;
 Schaffe Ruhe deiner Wilhelmine,
 Die du lebend ihr entzogen hast.
8. „Opfer, Fürbitt', gute Werke haben
 Oft gelindert diese schwere Pein,
 Und du kannst mit diesen deinen Gaben
 Meiner Marter selbst entbehrlich sein.
9. „Dort, ja dort, in jenem neuen Leben,
 Wo der kühnste Frevler selbst erbebt,
 Da mußt du einst Rechenschaft auch geben,
 Wie du hier auf Erden hast gelebt.
10. „Wirst du deine Laster hier bereuen,
 Wirst du vor dem Richter einst bestehen,
 So werd ich mich innig drüber freuen,
 In der Zahl der Selgen dich zu sehn.“
11. „„Opfer will ich leisten, wohlthun Armen,
 Zu der Vorsicht beten, tief gerührt,
 Daß mir Gnade wird von dem Erbarmer,
 Daß dein Seufzen auch noch wird erhört!““
12. Jetzt beruhigt seufzt sie ach! und schwinget
 Wie ein Blitzstrahl schnell sich himmelan.
 Heinrich hielt redlich Wort. Man findet
 Ihn beglückt und froh als biedern Mann.

Statt der Strophen 6 bis 12 hat die Umarbeitung bloß folgende zwei:

6. Weine nicht, denn eine Welt wie diese,
 Ist der Thränen, die du weinst, nicht werth,
 Lebe froh und glücklich mit Elise,
 Welche du zur Gattin hast begehrt.
7. Lebe froh und glücklich hier auf Erden,
 Bis du einst vor Gottes Thron wirst stehn,
 Wo du strenge wirst gerichtet werden
 Für die Liebe, die du konntst verschmähn. ¹⁾

1) Die Varianten zu Nr. 1 bis 5 und die beiden Strophen oben bei Erf und Jrmr 4, 70, „mündlich aus dem Elbischen, Bergischen und Hessen-Darmstadt“. Wenig anders in Arnstadt und Leipzig.

Diese Umarbeitung durch den Volksgeschmack ist ästhetisch vom höchsten Werte.¹⁾ Das Gedicht ist darin auf eine weit höhere Stufe gehoben, namentlich durch das was ausgelassen ist; die Zudichtung ist, wenigstens in 6, 1. 2, verdächtig in ihrem volksmäßigen Ursprung — das Lied ist freilich überhaupt mehr ein „Gesellschaftslied“, als ein eigentliches Volkslied, aber auch an ihm bewährt sich der viel sicherere Takt des von Theorien und Tendenzen unbehelligten Gemüts. Die Romanze ist schon ursprünglich ein glücklicher Griff im Volkston, Kazner muß schon am Volkslied gelernt haben, oder ist gar das erste Motiv aus dem Volksgesang entlehnt? Die leichteren Änderungen in den ersten 5 Versen lassen sich alle als wohlbegründet erkennen, die Verstärkung des Zuges 2, 2 durch die „kalte Totenhand“ ist ein Gewinn, wenn nicht notwendig zur schnelleren Exposition der Sachlage. In 5 (4), 3 durch für die ist für das Volk notwendig, an sich besser, Zeile 4 ist rhythmisch wesentlich verbessert. Vers 4 (5) ändert an der Sache: nicht der Tod hat mitleidsvoll das Leben verkürzt, sondern der Kummer schmerzlich „abgekürzt“, man sieht also mit einem Blick das ganze Leiden der Verlassenen, es ist damit zugleich wenigstens ein leiser, thatsfächlicher Vorwurf ausgesprochen, der im Original fehlt; Vers 5 (4) nimmt aber die Liebe die Schuld des Unglücks ausdrücklich auf sich allein und dadurch ist zugleich die Umstellung beider Verse gerechtfertigt; der Vorwurf fällt so grade in die Mitte des 7 Verse umfassenden Volksliedes und bildet den rechten Mittelpunkt, auch äußerlich. Vom 6. Verse des Originals an hat das Volksgedächtnis reine Wirttschaft gemacht und geradezu das Motiv verändert. Ursprünglich kommt der Geist aus Sorge einestheils für Heinrichs Seelenheil, andernteils für die eigne verlorene Ruhe. Im Volkslied aber fällt die unnatürlich motivierte Verdammung der Armen ganz weg (V. 6 des Orig.), ebenso die schulmeisterliche Anrede und Ermahnung — sondern der Schatten kommt wirklich aus der andern Welt aus bloßer Liebe, um — das ist neu im Volksliede — um den ehemals Geliebten zu trösten, und ihm für seine neue Wahl alles Glück zu wünschen, ein wahrhaft rührender Zug weiblicher Liebe, den Kazner nicht gefunden hat (vgl. jedoch das Original 3, 4). Die Wiederholung in 7, 1 von 6, 3 ist echt volksmäßig, die gewöhnliche Aufnahme des Fadens, um ihn in neuer Wendung, steigend fortzuspinnen. Auf's neue versichert die verlassene Geliebte: von mir soll dir nichts als Glück und Segen kommen, soweit mein Wunsch reicht — freilich für jene Welt vermag ich nichts, da nimmt Gott meine Sache in die Hand. So bleibt die Gestalt des Mädchens rein und weiblich, und doch geschieht der poetischen Gerechtigkeit Genüge in andrer

1) [Diese Ausführungen über die Änderungen am Original rühren aus den Kollektaneen her, die S. 1854 begann.]

als der oberflächlichen Weise, die Kazner gebraucht hat. Kazners Schluß ist wie in einer Kindergeschichte, die in einer moralischen Tendenz ausläuft, der Schluß des Volkes ist bedeutend, anregend, dem Motiv angemessen, tragisch. Bemerkenswert ist auch, daß in der Umarbeitung Heinrichs Rede Vers 11 wegfällt und er vielmehr stumm alles anhört, und daß das Volkslied 6, 3 den Namen der Neuvermählten einbringt.

Ähnlich hat Tiedges Romanze: „Sie ging zum Sonntagstanz“, das zum Gesellschaftsliede geworden ist und bei unsern Müttern zu den beliebtesten gehörte, eine Kürzung um 5 Strophen erfahren, statt deren zwei den Schluß bilden, zu denen nur teilweise Tiedges Worte benutzt sind.¹⁾ Ein gleiches Schicksal hat das Matrosenlied von Wilh. Gerhard („Auf Matrosen die Anker gelichtet“), ferner Kuglers Rudelsburg („An der Saale hellem Strande“) gehabt.²⁾

So auch muß Opitz in Volksmund gekommen sein. Im Bergliederbüchlein³⁾ stehn drei an ihn ansehende Lieder, alle so beisammen, als wäre ihr Ursprung dem Zusammensteller bekannt gewesen, oder als wären sie doch aus einem Buch entlehnt, in dem sie mit Absicht als Opitzische zusammengestellt gewesen wären. Eins (S. 112) knüpft an ein Gedicht aus dem 4. Buch der poetischen Wälder (2, 168) an, das Opitz selbst als Nachahmung bezeichnet: „Nachtklage, auß eines andern Erfindung“. Der Ungenante ist sein Freund Dan. Heinfius, dessen 'Elegie ofte Nachtlachte' (Nederd. poemata Amsterdam 1618 S. 44) in breit-spürigen Alexandrinern, durchaus unfangbar, ihm vorlag. Aber die Umgestaltung der Form macht Opitzens alle Ehre! Er hat fangbare Zeilen, Heinfius langatmige Sätze; gleich der erste geht über 10 Alexandriner hinweg! Auch hat es Opitz schon stark gekürzt und, mit Bewußtsein, dem Volkston näher gebracht.⁴⁾

Das Volkslied hat von Opitzens langem Gedicht (19 Strophen hat es) nur B. 1 u. 2 genommen, von B. 3 nur die erste Zeile; der an den Anfang knüpfende Schluß 3, 3. 4 ist Erfindung des singenden Volkes.

1) So drucken es Erk und Irmer 3, 67 vom Niederrhein, aus dem Bergischen und Berlin. [Tiedges Lied bei Goedeke, Elf B. d. D. 2, 228 b.]

2) Das erstere als Volkslied und im Original bei Fink, Musikal. Hauschatz S. 460 [vgl. Allg. deutsch. Liederlex. 1, 63 und Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm (2. Aufl.) S. 463], Kuglers Lied in der studentisch volksmäßigen und in der originalen Fassung ebd. S. 264 u. 597; vgl. auch S. 320.

3) „Neu-vermehrtes vollständiges Berg-Lieder-Büchlein, Welches nicht allein mit schönen Berg-Reyhen, Sondern auch Andern lustigen, so wohl alt- als neuen Weltlichen Gesängen, Allen lustigen und fröhlichen Herzen Zu Ergözung des Gemüthes, versehen. Gedruckt im Jahr.“ Uhlend W. 977.

4) Ein volksmäßiger Anklang Str. 14: „Sonst wird sie [meine Seele] Venus auff dem Wagn | So hoch als Sonn' und Monde tragen.“

1. Jetzt blicken durch des Himmels-Saal |
die güldnen Sternlein^{a)} allzumahl :|
ich bin und hoffe nun^{b)} ganz allein |
ich wache und andere schlaffen ein | ich zc.
2. Die Jungfrau liegt in stiller Ruh^{c)} |
und thut ihre stolzen Neugelein zu :|^{d)}
sie bläset durch ihren rothen Mund^{e)} |
den süßen Giff^{f)} der^{g)} mich verwund | sie zc.
3. Ich steh an einer Tauben-Thür^{g)} |
vielleicht schönes Lieb komm ich zu dir :|
ich bin und hoffe nun ganz allein |
ich wache und andere schlaffen ein | ich zc.

a Sternen b ohn Hoffnung c du Jungfrau liegest in der Ruh d und
hast die st. Ae. zu (nicht bei Heinsius) e du bläsest d. den r. M. f das s.
G. so g Ich lieg an deiner tauben Thür.

Daß das Lied gleich zuerst nicht aus dem Buch unters Volk gekommen ist, zeigt die Abweichung 1, 3 = 3, 3 in der interessantesten Weise: ohn Hoffnung ward mit dem Ohre aufgefaßt un(b) hoff(e) nun! die 3. Str. im Bergliederbüchlein klingt wie ein Ständchen.

Bei Opitz lautet die 3. Str.:

Du denkest nicht an meine Noth
Noch an den süßen Liebesgott,
Der mein Gemüth und Sinn hat bracht
In deine Hand und große Macht.

Str. 4 bei Opitz:

Ich lieg an deiner Tauben Thür,
Ob ich doch möge kommen für,
Und diesen unbewegten Sinn
Durch meine Bitte zu mir ziehn.

Ick ligg' hier neer gestort voor uwe doore deuren¹⁾
Als of my in de nacht wat voordeel mocht gebeuren,
Of datter hope waer, om dynen herden sin
Te trecken naer mijn hert, te leyden naer de min (Minne).

1) Bgl. foribus surdior ipse tuis Ov. Am. 1, 6, 62. janua surda tuis lacrimis Mart. 10, 13, 8.

Eine Probe der weggelassenen Strophen bei Opiß:

6. Die Thränen ruff' ich Zeugen (d. h. als 3.) an |
Damit ich dich nicht zwingen kan |
Die Thränen, so ich dir zur Schand'
Hier laß' als meiner Liebe Pfand.
7. Ein jeglichs Ding hat seine Zeit;
Wann es gefroren und geschneht |
Macht sich der Westwind auff die Bahn,
Legt allem neue Kleider an.
8. Das eine fällt, das andre steht;
Wann Phöbus auff die Wache geht |
Weicht Luna weg; will sie entstehn |
Muß Phöbus dann zu Bette gehn.

Es folgen Vorwürfe von hartem Sinn, übertriebene gekünstelte¹⁾ Verzweiflungsaüßerungen von Sterben u. dgl., aber die Stimmung ist weg, die in den ersten Versen weht und von dem Volksliede gereinigt und erhöht worden ist.

Ein früher sehr beliebtes Lied war „Leonore die Betrübte“ von Besser, von dem Joh. Nik. Götz in dem Gedichte „Die deutschen Liederdichter“²⁾ sagt: „Die Härlichkeit der Leonore Ist der erhabnen Sappho werth“. Auch dies hat seinen Weg auf fliegenden Blättern ins Volk genommen und ist umgesungen; Bessers Lied selbst aber giebt sich als „aus einem alten teutschen Liebe verbessert“.

1) Die Sterne z. B. sollen (Str. 16) die Plagen, die er erleidet, sammeln und „der Venus Sohn“ hinterbringen!

2) Fehlt in den Gedichten 1785. Goedeke, Elf Bücher d. D. 1, 607, 30.

Zweiter Abschnitt.

Neuere Lieder, die in alte Zeit zurückreichen.

1. Das Weihnachtsfest in der Dichtung des Volks.¹⁾

Ohne Sprung gelangen wir aus dem neunzehnten ins sechzehnte Jahrhundert zurück mit einem geistlichen Lied aus der Weihnachtszeit, das noch im Jahre 1820 in Thüringen gesungen wurde.²⁾ Auch aus Hessen³⁾, aus dem äußersten Westen von der Eifel⁴⁾ und dem fernsten Osten, dem sogenannten Ruhländchen⁵⁾ ist das Lied bezeugt, hier ist's noch im Anfang dieses Jahrhunderts gesungen worden. Nichts war in der alten Zeit ja so von Festen umgeben wie Weihnachten, aber auch nirgends sonst sind Christentum und Heidentum so in Sitte und Brauch untereinander verschmolzen.

Jenes Thüringer Lied behandelt

Die Flucht nach Egypten.

1. Joseph nahm Mariam
Bei der Hand
Und führte sie bei Mondenschein
Bis nach Egyptenland.

1) [S. über diesen Abschnitt das Vorwort.]

2) Der Großvater meiner Frau pflegte es in der Weihnachtszeit zur Arbeit zu singen. Von der Melodie wußte man mir nur noch zu sagen, daß sie Choralartig war. [Die Angaben Böhmcs, Altd. Vb. 628 ff., gehen z. T. auf Hildebrand zurück. S. Ost-Böhme 3, 655 f.]

3) Im Wunderh. 3, 374 stark bearbeitet; auch hat hier jede Strophe die zwei letzten Zeilen eingebüßt. S. die Ausgabe von Birlinger und Creelius 2, 782 ff., wo auch das Echtc, Vorgefundene.

4) Bei Schmiß, Sitten und Sagen des Eifeler Volkes (Trier 1856) 1, 116 recht völlig, in teilweis anderer Strophe.

5) Bei Meinert, Der Pölgie. Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Ruhländchens (in Mähren), 1817, S. 262, vollständiger, doch keineswegs richtig und völlig. — Aus Kärnthcn vom J. 1623 bei Veger, Kärnth. Wörterb. Weipzig 1862. S. 310 (hier aber von der Reise nach Bethlehcm und der Geburt Christi).

Was dorten an dem Wege stand?
 Das war ein Feigenbaum¹⁾ genannt,
 Der war so süße,
 Da neigten sich die Zweiglein
 Für ihre Füße.

2. Maria brach ein Zweiglein ab²⁾
 Und legts in ihren Schoß,
 Joseph war gar ein alter Mann,
 Wie sehr es ihn verdroß³⁾!
 Maria laß die Zweiglein stan,
 Wir haben noch dreißig Meilen zu gan
 Bis an den Morgen,
 Wer Gottes Wort im Herzen hat⁴⁾,
 Der darf nicht sorgen.
3. Sie giengen eine kleine Weil
 Und kamen für eine Stadt,
 Joseph war gar ein alter Mann,
 Wie sehr er um Herberg hat:
 Herr Wirt, will er uns herbern,
 Mich und das kleine Kindelein,
 Dazu die Fraue?

1) Vgl. Ufl. 771 b.

2) Wie im niederl. Liebe (Hor. belg. 2, 4):

Maria las die dattelen
 in haren scoet;
 Josep was een olt man
 dats hem verdroet:
 Maria, laet di dattelen staen,
 wi hebben noch veertich milen te guen,
 het wort seer spade.
 wi bidden dat weerde kindekijn
 doer sine ghenade.

Ebenso in dem Liebe Hor. belg. 10, 60.

3) Gerade das Gegenteil im Klosterneuburger Lied Str. 3:

Maria sprach die tabeln
 wol in ir schoß.
 Joseph derselben weil
 doch nit verdroß.
 „Etelein, du solt fürpaß gan u. s. w.

4) Protestantisch. Im Klosterneuburger Lied Str. 1:

„der ain raines herze hat, der darf nit sorgen.“

Der Wirt sprach ich wills gerne thun,
Geht hin aufs Heue.¹⁾

4. Und als sie auf das Heue kamen,
Maria die war froh,
Sie fing wol an zu beten
Und nistelt in dem Stroh.
Sie that ihr weißes Schleierlein²⁾ ab
Und legt ihr kleines Kindelein drauf
Das ist jekunder
Daß du nicht erfroren bist,
Das thut mir Wunder.

5. Der Wirt der an der Scheune stand
Und hörte zu,
Der gieng zu seiner Fraue
Und sprach ihr zu:
Steh auf Fräulein
Und schür ein kleines Feuerlein ein
Das Gott zu Ehren
Die Gäste in der Schenne sind
Die frieren sehre.

6.³⁾

Die Frau war aller Ehren werth,
Sie hing den Kessel übern Herd
Zu einem Bade.⁴⁾
Maria bat den lieben Sohn,
S' war ihr⁵⁾ kein Schade.

1) Östreich. „Streue“.

2) Witwenschleier?

3) Vgl. die hessische(?) Fassung Wunderh. (Grecelius 2, 783). Bei Meinert 264:

Maria auch die Wirthin bat,
Sie hieng ein Kessel übern Herd,
Ihr Kind zu baden.
So badt Maria ihr liebes Kind
S' wird ihm nit schaden.

(Darauf badet die Wirthin ihr krummes und lahmes Kind in dem Badewasser
und das wird gerade.)

4) Hor. belg. 2, 22, Str. 6. So bei Meinert 264 f.

5) Meinert: „s wird ihm nicht schade“

7.

Joseph trug einen rothen Rod
 Und weite Schuh
 Er hat so kleine Füßelein
 Er band sie feste an das Bein
 Wol an die Knigge¹⁾
 Joseph trug ein Fläschelein
 Auf seinem Rügge.

Das Gemüt hält sich bei solchen Liedern an die Hauptsache und, ohne Schädigung für die Andacht, wird selbst Unsinn mitfortgeführt.

Aus dem 16. Jahrhundert schon können wir das Lied nachweisen. Hier lautet es²⁾:

1. Als Jesu Krist geboren wart,
 do was es kalt;
 in ain kleines kripplein
 er geleget wart.
 Da stunt ain esel und ain rint,
 die atmizten³⁾ über das hailig kint
 gar unverborgen.
 Der ain raines herze hat,
 der darf nit sorgen.
2. Joseph der nam sein eselein
 wol bei dem zaum,
 er fueret es under
 ain tadelbaum.
 Eselein du solt stille stan,
 Maria die wil geruet han,
 sie ist gar muede.
 Do neiget sich der tadelbaum
 zu gotes guete.⁴⁾
3. Maria prach die tadeln
 wol in ir schoß.

1) D. i. „Knüde“, s. Grimm, Deutsches Wörterbuch 5, 1514.

2) Aus einer Klosterneuburger Handschrift; s. Mone, Anz. 1839, Sp. 347—354. Bei K. Weinhold, Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Mit Einleitungen und Erläuterungen. Grätz 1853. (Neu 1870.) S. 385 ff. [Vgl. nun Erk-Böhme 3, 656.]

3) d. h. atmeten, schnauften (wärmten dadurch).

4) ihm zu Gefallen?

Joseph derselben weil
 doch nit verdroß
 Efelein, du solt fürpaß gan,
 wir haben noch dreißig meil zu gan¹⁾,
 es wird zu spate.
 Do neiget sich der tabelpaum
 zu gotes gnade.

4. Do zugen sie fürhin paß
 wol in ain stat.
 Joseph gar treulich umb
 ain herberg pat.
 Derfelbig wirt lebt in dem sausz
 er traip die gest widerumb auß,
 sie warn ellende.
 Maria spann das raine garn²⁾
 mit iren henden.
5. Sie gingen ein wenig fürhin paß
 wol in ain darf.
 Joseph gar treulich umb
 ain herberg warf.³⁾
 Wirtin, liebste Wirtin mein,
 behaltet mir das kindelein
 und auch die frawe.
 Sie sprach: ich wil es gern thun,
 welt ihr [in] ain strawe.
6. Wolhin wolhin! gen abend spat
 do wart es kalt;
 als bald sie in die scheuern gieng,
 ins stadel trat.
 Maria die nam ir kindelein,
 Joseph der nam sein eselein,
 sie lagen besunder.⁴⁾
 Do schauet wirt und wirtin zu
 dem großen wunder.

1) Die ganze Reise wird wohl an einem Tage gemacht gedacht (man denke sich's auf der Bühne).

2) Im Gehen! Vgl. Kaisersberg, Granatapfel O 3b.

3) Mhd. auch werven werben.

4) Auch bei Schmiss 117. Beim Mönch von Salzburg sind Joseph und Maria neve und muome! Hoffmann, RL. 417.

7. Wolhin wolhin! gen mitternacht
do was es kalt.
Der wirt zu seiner fraven do
gar treulich sprach¹⁾:
Frawe, liebste Frawe mein,
ste auf und mach ain feuerlein
durch gotes willen.
Das kindlein heint kain rue gewan,
es möcht erfrieren.
8. Die fraw stund auf gar palde,
wasmaus (?) sie hieß²⁾;
wie palde sie in die kuchen lief,
ain feur aufpließ.
Fräwlein, liebstes fräwlein,
trag herein dein kindelein,
wol zu dem feure!
Dein kindlein heint kain rue nit hat,
es möcht erfreuen.
9. Maria hat ain pfändelein
und das was klain;
da kocht sie irem kint ain müesl,
was lauter und rein.
Weil es verzert sein mueselein,
Maria sang irm kindelein
gar und gar³⁾ taugen:
„so bistu mir ain spiegel klar
in meinen augen.“⁴⁾
10. Maria die kunt spinnen,
des freut sie sich;
Joseph der kunt zimmern,
des nerten sie sich;
Jesus der kunt haspen garn.
Der reiche wirt der wart do arm⁵⁾,
der arme wart reich.
So bit wir Got von himl,
daß er uns helf in sein reich.

1) Und Str. 4³⁾!

2) Vgl. Meinert 264.

3) gar schön u. t. (?)

4) Ein Lied?

5) d. i. 4⁵⁾.

Sogar bis ins 15. Jahrhundert hinein läßt sich das Lied verfolgen, aus dem Niederländischen¹⁾, aber es ist nicht mehr rein erhalten, sondern stark zugerichtet und zerfungen — die Reime sind zerstört, hie und da gar keine Reime mehr — obwohl echter als das Klosterneuburger Lied. Wie langes Singen setzt dies — es sind 14 Strophen — voraus; sicher fällt die Entstehung schon ins 14. Jahrhundert, so daß dies Lied fast ein halbes Jahrtausend umspannt.

In einem Zuge (Str. 2, 4) ist das Thüringer Lied echter und älter als das Klosterneuburger. Hier hat die Darstellung aus Ehrerbietung aus Josephs Charakter den Zug des Ärgerlichen gegen Maria entfernt, was in der ursprünglichen Gestalt einen so poetischen, fast dramatischen Kontrast herstellt zu Marias reinem, hehrem Wesen. V. 3, 3. 4 „Joseph derselben weil doch nit verdroß“ ist offenbar polemische Opposition gegen die gewöhnliche Darstellung (thüring. 2, 4), die „dreißig Meilen“ sind nun auf das Gelein bezogen. Selbst der hergebrachte „alte Mann“ ist entfernt, und zu derselben tendenziösen Reinigung gehört wohl das hervorgehobne „besunder ligen“ Josephs und Marias bei Nacht V. 6, 7.²⁾ Die alte Darstellung erreicht diese Reinigung des Verhältnisses beider eben durch den vil alten man 2, 3.³⁾ Die späteren Weihnachtsspiele bildeten Josephs Charakter gröber zum Komischen aus, er ist da ganz der Triviale gegen die Göttliche, der unterwegs durchaus Wein in der Flasche haben muß. In einem Weihnachtspiel von Benedikt Edelböd⁴⁾ um 1568 heißt es⁵⁾:

Wüet Got! laß das flaschl nit dahinde
und solt ich gleich noch so schwer tragn.
Ei mein Maria, thue das nit sagn!
bin nun ain alter schwacher man,
und solt ich mich nit glaben han
mit ainem klainen drünel wein?
Maria, das kan gar nit sein!

1) In Hoffmanns Hor. belg. (1864) 10, 59—62. Daß es aus zwei Liedern besteht, hat der Herausgeber nicht gemerkt. [Dasselbe Lied erweitert zu 12 Strophen in dem katholischen Gesangb. von Haym von Themar. Augsburg 1590. Nr. 4. (Wadernagel, K. 2, Nr. 1112.) Dort mit seiner Melodie „Ein alt Andächtigt Lied, bey dem Kindleinswiegen zu singen“. Er-Böhme 3, 656.]

2) Vgl. Schmitz 1, 117. Bruder Philipps Marienleben, hrsg. v. H. Rückert, V. 2950: dō si dā gesāhen an Jōsep daz der alt man vuort mit im als iunc ein vrouwen u. ö.

3) Dr. Philipps Marienl. 2955. Vgl. Schmeller 1, 575.

4) Weinhold a. a. O. S. 193 ff.

5) Ebb. S. 277. Vgl. Fischer, über das Drama des Mittelalters in Tirol S. 165.

Wil eh was anders hinden laßn,
 ich mueß weiu han auf der straffn!
 Derhalben füll mir das flaschl ganz vol.

Er spricht da so recht als lustige Person sogar in plebejerer Sprache als Maria.

Die Zeile 10, 6 „der reiche man der wart do arm, der arm wart reich“ scheint Rest eines verlornen Zuges, hier ist es nicht recht im Zusammenhang. In Bruder Philipps Marienleben z. B. 3010 ff. babet Maria das Kind in eines Schächers Haus. Nachdem kommen fünf verwundete Schächer nach Hause, einer tritt zu dem Wadtschaff, seine Wunden zu waschen und sie werden heil; die andern heilen sich dann ebenso. Ja (B. 3062 folg.):

der wirt von dem hüs zehant
 des wazzers sich dô underwant.
 er gehielt ez vlizeeliche.
 und wart dâ von sit vil riche.
 grôz guot er dâ von gewan
 und wart dâ von ein richer man,
 wan swem wê wart an sinem libe u. s. w.

(d. h. der kam zu ihm und ließ sich heilen für vieles Geld).¹⁾

Einem ähnlichen Schicksal wie dieses Weihnachtslied verfiel ein Oster-spiel²⁾, worin der heil. Petrus ebenso und noch schlimmer behandelt ist. Er ist zu einem lahmen Kerl und lustigen Spaßmacher geworden, in dessen Reden das bis zum Rohen befriedigte Gelüsten am Unsinn seinen Ausdruck findet. Der Wettlauf des Johannes und Petrus nach dem Grabe (Ev. Joh. 20, 4) wird in der grellsten und abgeschmacktesten Form dargestellt, und das alles geschieht unter Aufsicht der Geistlichen! Am Schluß ist das Spiel niedrig und sinnlich in abschreckender Weise. Und doch darf man an weit heruntergekommenem Geschmade nicht verzweifeln.

Das Wiegenlied des 14. Jahrhunderts lebt bis in die Gegenwart noch in den Weihnachtsspielen³⁾, aus denen auch Spuren des alten Heidenglaubens hervorblicken. So z. B. in dem kurzen, etwas burlesken

1) Von S. 27 an „In einem Zuge“ aus den Kollektaneen.]

2) A. Fichler, über das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. S. 165 ff.

3) Außer Weinholts Buch s. Aug. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachts-spiel in Oberbayern. München 1875. (Bahr. Arch. Bd. 25.) A. Hartmann und H. Abete, Volkslieder. 1. Bd. Volksth. Weihnachtslieder. Leipzig 1884. A. Peter, Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien. 2 Bde. Troppau 1865.

Zauerniger Christkindelspiel.¹⁾ Dies beginnt mit der überlieferten Begrüßung der Anwesenden durch den heil. Joseph:

Ein'n schön'n guten Abend geb euch Gott!
 Ich komm herein, es ist kein Spott,
 Ich komme herein geschritten,
 Hätt ich ein Roß, so käm ich geritten.
 Weil ich habe kein Roß,
 So komm ich zu Fuß.

Nach den Worten:

Herein, herein, Engel Gabriel
 Und lasse deine Stimme hör'n!

erscheint der Herbeigerufene und spricht:

Ein'n schön'n guten Abend geb euch Gott!
 Ich bin ein ausgesandter Bot',
 Vom Himmel herab bin ich gesandt²⁾,
 Der Engel Gabriel werd' ich genannt.
 Die Krone trag' ich auf dem Haupt',
 Die hat mir Gott der Vater erlaubt,
 Den Scepter trag' ich in meiner Hand,
 Den hat mir Gott der Sohn gelangt.
 Herein, herein, Engel Emanuel,
 Und lasse deine Stimme hör'n!

Der Engel Emanuel tritt ein mit demselben Gruße und schließt:

Herein, herein Christkinderlein!
 Die Kinder warten groß und klein.

Christkind³⁾:

Ein'n schön'n guten Abend geb' euch Gott!
 Ich komm' herein ohn allen Spott,
 Vom Himmel herab bin ich gesandt,
 Das Christkinderlein werd' ich genannt.

1) Peter a. a. D. 1, 433 ff.

2) Das erinnert an Walthar v. d. Vogelweide (Lachm. 12, 6): her keiser ich bin vrönebote und bring iu boteschaft von gote. Vgl. im Feuerdanf: „Ein Bote Gottes, der hat mich gesandt | Ein englischer Geist bin ich genannt.“

3) Dies wurde wohl durch ein Mädchen dargestellt, der Stimmtou nach einer gewissen Überlieferung.

Ihr Engel! ich frag' euch insgemein:
 Wie folgen denn die Kinderlein?
 Ich will schau'n, was sie gelernt han
 In Kirch' und Schul' und überall.

Beide Engel:

Mein Christ! wenn ich dir sagen soll,
 Die Welt ist böser Kinder voll
 Sie thun ja nichts, als schelten und lügen,
 Die Eltern bis in den Tod betrüben.
 Bald steh'n sie da, bald steh'n sie dort,
 Wenn gleich der Vater nimmt die Ruth'.
 Und solche Possen treiben sie,
 Wenn sie in die Schule geh'n:
 Sie bleiben auf allen Straßen steh'n,
 Die Blätter thun sie aus den Büchlein reißen
 Und in die finsternen Winkel schmeißen.

Christkind:

Ihr Engel, getreue Diener mein!
 Ihr bringt gar böse Botschaft ein.
 Ist kein gutes Kind an diesem Ort',
 So will ich wieder reisen fort.
 Spannt ein, spannt ein das Roß in'n Wagen!
 Ich werde gleich wieder in'n Himmel fahren.

Die Hirten (draußen):

Heraus, heraus, mein frommer Christ!
 Roß und Wagen schon bereitet ist.

(Das Christkind geht hinaus.)

Engel Gabriel:

Ach Gott, was soll ich fangen an!
 Der Christ ist mir davon gefahr'n.
 Ach Christ, ach Christ, sei nicht so hart!
 Die Kinder sind nicht nach deiner Art,
 Thu' dich noch einmal bedenken
 Und ihnen eine Gabe schenken.

Was hat das für ein Kindergemüt für eine Bedeutung! Das Spiel wird Bild des tiefsten Ernstes, der Scherz ist nur Kostüm, aber ernst ist der Kern des Ganzen.

Auf Bitten des Engels Emanuel kommt das Christkind wieder herein und reicht den Kindern aus dem Körblein seine Gaben, mit den Worten:

Die Gabe, die ich geb aus meiner Hand,
Die geb ich dir zum Unterpfaund,
Daß du Vater und Mutter gut folgst
Und öfter an mich denken sollst.

Welch große Wirkung wird da erreicht mit einfachen Mitteln!

Durch Maria werden dann die zwei Hirten angezündigt; der eine spricht:

Holla, popolla!
Do wäär ich baale zur Türe raigfälla.
Ich komm herein geschritten,
Hätt ich ein Roß, so kãm ich geritten;
Da ich aber dies nicht hab,
Komm ich zu Fuß, ich armer Knab.

(Begen sich seitwärts nieder.)

Die Engel (in der Nähe der Hirten):

Gloria in excelsis Deo!

Der alte Lobgesang, feierlich erhaben; und der Humor der Hirten:

Erster Hirt:

Horch, Bruudr; wii d Ängela fenga.

Zweiter Hirt:

Du aahr Narr! das san d Schooffschalla, di klenga.

Chor:

Ihr Hirten, stehet auf! der Himmel grauet schon.

Zweiter Hirt:

Do lotta grooe, a iis ju aalt gnunk.¹⁾

Diese Worte des Hirten könnten bei Shakespeare stehn! Wie die Söldner in Schillers Tell, so sind die beiden Hirten, ein einfältiger und ein kluger, in der Charakteristik auseinandergehalten.

Chor:

Ihr Hirten, stehet auf! es ist ein Kind geboren.

1) Solche Wiße schwerhöriger und daher verkehrt verstehender Hirten u. dgl. bei Weinhold S. 116 ff. Weim. Jahrb. 3, 400. [S. auch Hilbrand, Beiträge zum deutschen Unterricht S. 27 ff.]

Erster Hirt:

Horch, Bruudr, 's iis a Kind gbuurn.

Zweiter Hirt:

Wääs, wääs, is a Kind drfruurn!

Chor:

Ihr Hirten, stehet auf und gehet daher,
Und bringet dem Christkindlein das Opfer daher!

∴ Gehet nur fein sacht! ∴

Auf daß ihr dem Kindlein kein Unruh nicht macht!

Unterdes wiegt Joseph das Kindlein, die beiden Hirten treten hinzu, wie sonst die heiligen drei Könige oder in Thüringen die Sterndreher.

Erster Hirt:

Do bräng ich dr äch a Pär Schpaala,
Di ich vom ferznda Wentr hää drhaala.
Hätt ich eender ään dich gdoocht,
Do hätt ich dr wäs Wässersch miitgbroocht.

Zweiter Hirt:

Do bräng ich dr a Krästla Bruut,
Däss dr käänst schtella d Hongerchmuut.
Humnai, truttai, du liebes Jesulein!
Schloof ai, schloof ai ai dem Klän Wiglein!

Engel und Hirten:

Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das Herz zum Krippelein biegen!
Laßt uns im Geist' erfreun,
Das Kindlein benedein:

O Jesulein süß, o Jesulein süß!

Wer ist, der heute ist betrübt,
Wer ist, der heut nicht ist vergnügt,

Wer eine solche Rose sieht,
Die im Winter hat geblüht?

O Jesulein süß, o Jesulein süß!

Maria:

Nach Joseph, liebster Joseph mein!
Hilf mir wiegen das kleine Kindelein.

Joseph:

Wii sool ich dänn das Kendla wiigha,
 Ich kaän ju kam a Pudel biigha.
 Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
 Wo wird denn unsre Herberg' sein?

Joseph:

Ein Stall ist übrig geblieben,
 Dort sind wir unvertrieben.
 Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
 Wer wird denn unsre Gesellschaft sein?

Joseph:

Der Ochse und das Esel
 Wird wol unsre Gesellschaft sein.
 Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Maria:

Ach Joseph, liebster Joseph mein!
 Verschaff dem Kinde Windelein.

Joseph:

Schneeweiß soll'n die Windelein sein
 Für das liebe Kindelein.
 Ach Jungfrau, liebste Jungfrau mein!

Chor

(dessen Worte eine ganz andere Luft atmen):

Fahret hin, fahret hin! fort steht unser Sinn,
 Wir müssen ja heute noch weiter marschirn.
 Wir stehen auf einem Lilienblatt,
 Wir wünschen allen eine gute Nacht.

Das Ganze schwebt in einer Märchenluft, welche die Leute, die den ganzen Tag über sauer arbeiten, am deutlichsten fühlen. Tanzt doch in
 Hildebrand, Gesichte d. dtsch. Volkstiedes.

einem Weihnachtsspiel das Christkind mit um die Krippe. Der Humor, der in diesen Spielen herrscht, ist ganz echt; die ernste und die heitere Seite setzen eine höhere Einheit der Stimmung voraus, die auch das echte Volkslied schuf.¹⁾ Nicht wie Voltaire meint, eine elende Vermengung der Gattungen, sondern für alle Seiten des Gemüts ist gesorgt, wie in Shakespeares Dramen. Die berühmten Einheiten sind hier nicht gewahrt: der Lebenslauf der Heiligen auf einer Tafel, nur verschiedene Fächer; oft greift es ineinander über. Die Dichter hatten im Sinne was gemalt, die Maler was gedichtet war: alles ein wunderbares Ganze, was der heutige Künstler und Kunstfreund zurücksehnt.

Ein Weihnachtsspiel aus Glatz²⁾, worin die Hirten gleichfalls in der Mundart reden, ist eine Variation des österreichisch-schlesischen. Jenes schließt: „Wir stehen auf einem Lilienblatt Wir wünschen euch allen eine gute Nacht!“ — mit denselben Worten, mit denen in einem sächsischen Spiele³⁾ sich Knecht Ruprecht und sein Begleiter zum Gehen wenden:

Wir stehn auf einem Lilienzweig,
Eine gute Nacht sei geboten euch u. s. w.
Gute Nacht wir müssen fort
An einen andern Ort,

d. h. zurück zum Himmel. Mit dem Ausdruck wird der Phantasie eine Kühnheit zugetraut, wie das die Maler thaten bei ihren Darstellungen.

Derselbe Zug findet sich in einem Sternendreherliede⁴⁾ des 16. Jahrhunderts:

Man hat uns ehrentlich geben,
Der liebe Gott laß euch mit Frieden leben!
Wir standen auf eim Gilgenreis,
Gott geb euch allen das Himmelreich!
Wir standen auf einem Gilgenblatt:
Gott geb euch allen eine selige Nacht!

1) Im Mittelalter waren Ideal und Wirklichkeit so weit auseinander gerissen, wie nie. Da dieser Abstand aber die wahre Quelle des Humors ist, so war unser Mittelalter viel reicher an Humor als das Altertum.

2) Mitgeteilt von R. Weinhold, *J. f. d. Alt. 6*, 341; *Derf., Weihnachtsspiele* S. 35. Eins aus Ungarn (von R. Schröder) *Weim. Jahrb.* 3, 391 ff.

3) *Im Morgenblatt* 1854, S. 40, aus dem östlichen Königreich Sachsen als Schluß eines Weihnachtsspiels, dessen Personen Knecht Ruprecht, der heilige Christ und der Hausvater sind.

4) „Dankeagung nach Empfang der Gab oder Schenkung“ bei Docen, *Miscell.* (1807) 1, 276 ff. *Hor. belg.* 2, 73 (aus dem Baderborner Gesangbuch 1616). *Böhme* 638. (*Wadernagel, Kirchenlied* 2, 921.)

Dies Lilienblatt schon in einem Neujahrsliebe aus dem 15. Jahrhundert:

Wir stehn auf einer griesse¹⁾
 Und freust uns an die süeße.
 Wir stehn auf einem gilgen blat:
 Gott geb euch allen ein gute nacht!

Das Blatt der Lilie, die als Sinnbild der Reinheit gilt²⁾, ist wohl als eine Art Trittbrett gedacht, über das man auf die Brücke, den „Regenbogen“ (altn. bifröst) gelangt, wie es im Glazer Spiel³⁾ heißt:

Wir gehen auf einem glühenden Plan u. s. w.
 Der Weg ist uns auf Rosen gebaut,
 Wir wollen uns gehn nach dem Himmel umschaun.

Dies führt uns auf eine andere Seite des Weihnachtslebens, auf die Sterndreher oder Sternsänger.⁴⁾ Um Neujahr, das ja mit Weihnachten zusammenfiel, zogen halbtwüchsige Burschen, in Hessen noch nach der Mitte dieses Jahrhunderts, umher von Haus zu Haus und heischten, fromme Lieder singend, Gaben. Goethe, der alle Seiten, in denen sich der Mensch offenbart, für sich zu retten suchte, indem er das Alte mit neuem Inhalt erfüllte, hat im Epiphaniaskied davon, freilich nur scherzhaft, Gebrauch gemacht.

In einem niederländischen Dreikönigslied⁵⁾ nennen sich die drei Könige Kinder Kaiser Karls (Karels konings kindere), der ja auch sonst⁶⁾ als eine Art Alvater der Nation behandelt wird: auf ihn führte man schon im 13. Jahrhundert, und später in der Rechtsprache, alles zurück. So war Kerlinge auch Zunftname der Fahrenden, die sich den

1) d. h. Kiebboden, vor der Thür, wo nicht Schnee ist. Scherz und Ernst auch hier nebeneinander.

2) Maria auf Gemälden mit Lilie versehen. Joseph und Maria werden dargestellt, zwischen ihnen die Lilie (wie das Schwert im Tristan). Davon macht Goethe, Wanderj. 1. B., 2. Kap. (Geschichte des heil. Joseph) Gebrauch: „Eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden.“

3) Z. f. d. Altert. 6, 349.

4) Über die Dreikönigslieder s. Hoffmann S. 441 ff.; Weinhold S. 122 ff. [Die ganze Litteratur der Sterndreherlieder bei Grt.-Böhme 3, 119.]

5) Hor. belg. 2, 69; auch Hoffmann 447.

6) Nach E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben (S. 408), ziehen zu Pfingsten zwei Reiter mit dem Pfingststümmel umher, der, ganz in Grün eingeflochten, spricht:

„Kaiser Karolus bin ich sein Sohn,
 „Ich hab meinem Vater alles verthon.

Namen als Bewahrer der alten nationalen Geheimnisse, gleichsam Boten Gottes, beilegten.¹⁾

Über den Umzug dieser Sterndreher haben wir aus Thüringen am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Beschreibung²⁾, in der die 3 Könige auch Balthasar, Melchior, Kaspar heißen. Die beiden ersten führen vergoldete Spieße in den Händen, Kaspar³⁾, der den Mohrenkönig darstellt, und an Händen und Gesicht geschwärzt ist, hat einen Turban auf, darüber einen langen steifen Zopf nebst zackiger Krone von vergoldetem Papier. „Der sogenannte Stern besteht aus einer Stange und einem darauf befestigten Brett. Auf dem Brett steht im Hintergrund eine Art Schloß, das mit Gold und Buchsbaum reichlich verziert ist; auf der einen Seite ist eine buchsbaumene Laube, worin die kleinen 3 Könige so lange verborgen stehen, bis das Lied ihr Erscheinen verlangt; an der andern Seite ist der Stall mit Joseph, Maria und dem Kindlein in der Krippe in Gesellschaft eines Ochs- und Esels. Im Schlosse selbst ist in der Mitte ein großes Fenster, hinter dem Herodes gewöhnlich mit einem braunroten fürchterlichen Gesicht, das eine große schwarze Perrücke ziert, steht. Alle Figuren sind durch Schnüre etwas beweglich, und werden von den auf beiden Seiten postierten Königen zu seiner Zeit in Bewegung gesetzt. An der Stange ist ein großer vergoldeter mit Erbsen gefüllter Stern von Pappendeckel befestigt, und das Ganze wird durch drei bis vier Lichterchen erleuchtet.“

Nachdem die Sternsänger das heilige Dreikönigslied gesungen haben, stimmen sie ein anderes Lied an⁴⁾, worin sie für erhaltene oder erwartete Gaben alle Mitglieder des Hauses ansprechen.⁵⁾ Goethe hat dies am 6. Januar 1781 bei Hofe im Epiphaniaskied angebracht, aber das Ganze ins Späßhafte gezogen:

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.

In dem altenburgischen Dorfe Pölzig wurde noch in den sechziger Jahren von größeren Schulknaben, aber auch Erwachsenen, ein Spiel⁶⁾ aufgeführt, das im Inhalt zu jenem Dreikönigsliede stimmt und uns

1) [Vgl. Hildebrand, 3. f. d. A. 39, 6f.]

2) Aus dem Journal von und für Deutschland (1789) VI. Jahrg. in den Hor. belg. 2, 71 u. Hoffmann 442; E.-B. 3, 115.

3) Vgl. D. Wb. unter „Kaspar“.

4) [S. bei E.-B. 3, 114 ff.]

5) Vgl. auch D. Schade, Klopfer, Weim. Jahrb. 2, 75—147.

6) Mitgeteilt von Opel, Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins X. Jahrg. (1863). S. 264 ff.

eine Vorstellung von der Erscheinung dieser Spiele giebt.¹⁾ Fünf Personen führten das Stück auf, welche die darin vorkommenden Rollen, Herodes, dessen Marschall, die drei Weisen und den Tod, auszufüllen hatten. „Herodes führt ein Schwert, die 3 Weisen tragen kurze, weiße Kleider und hohe Kronen von Goldpapier, die vorn in der Gestalt eines Sternes ausgeschnitten sind. Dieser wurde durch eine im Innern der Krone angebrachte Kerze erleuchtet, sobald die Gesellschaft im Hausflur angelangt ist, so daß sie dann im vollen Lichterglanz ins Zimmer tritt. Zuerst tritt Herodes ein und hält einen Monolog u. s. w., dann meldet der Marschall die Weisen an. Diese treten ein, und von nun an bleiben die Darsteller, trotz aller Ortsveränderungen, die im Stücke vorkommen, in dem Zimmer zusammen. Nur gegen Ende verläßt der Marschall die Stube, um als Tod wieder zu erscheinen und nach längerem Dialog den König Herodes mit der Sense am Halse zu fassen und abzuführen, worauf ein Gesang der Weisen schließt. So oft die Weisen singen, zum Teil knieend, stimmen sie eine kirchliche Melodie an, besonders 'Vom Himmel hoch da komm ich her', sonst wird alles deklamiert. Die Spielenden gehen umher, wie auf der Bühne. Diejenigen, welche grade nicht beteiligt sind, treten ein wenig zur Seite oder gehen auf und ab, bis sie wieder ins Spiel treten.“

All diese Spiele sind in der Sprache zu vergleichen dem Baume, dessen Äste in Bruchstücken hie und da vorlugen, aber auf gemeinschaftliche Wurzeln zurückgehen.

Um das Alter der Grundzüge und die Loslösung des Weihnachtsspiels von der Kirche klar zu machen, eignet sich das äußerst wertvolle heffische Spiel aus dem 15., 14. Jahrhundert²⁾, worin das Possenhafte sehr stark vertreten ist, teilweise in die Übertreibung geht. Der Engel Gabriel begrüßt die Maria: er singt lateinisch (ave Maria) und spricht deutsch. Nachdem er sich entfernt hat, tritt Joseph auf und klagt:

Vbi Vbi (o weh) hute vnd vmerme
 Wie sal mir nü geschenn
 Adir was sal ich begynnen
 Maria wirt eyn kint gewinnen
 Da bin ich werlich vnschuldig ane
 Ich wil nü von ir lan
 Vnd wil nicht lenger bliben hie
 Ich wil balde von hinnen zihe.

1) Eins aus Ungarn, von der Kremnitzer Sternspielbruderschaft, im Weim. Jahrb. 3, 391 ff. von R. Schröder mitgeteilt.

2) Aus Bilmars Nachlaß herausg. von A. Piberit. Parchim 1869. Noch älter ist ein lateinisches in den Carmina Burana S. 80.

Auf Marias Bitte sie nicht zu verlassen erwidert er:

Neyn ich blibe hie nicht
 An dir ist geschen eyn geschicht
 Dess wirste habn schande
 Wo man iss irvert in dem lande.

Erst als ihm Gabriel erschienen ist, erklärt er sich bereit Maria zu pflegen. So sucht Joseph denn Herberge beim Wirt Arnold, der ihn aber grob abweist:

Wol hin du aldir pultenere¹⁾
 Ich wil anderss dir dy lenden smern
 Du sprichst se sy eyn mait zart
 Vnd se wirt eyn kint han uff der fart
 Wie darstu also ligen
 Vnd wilt dye werlt betrigen.

Ein anderer Wirt, Ulrich, den er dorch gotes ere ihn zu herbergen bittet, will auch nichts von ihnen wissen: so müssen sie denn ins Gemeinbehaus! Gott der Herr so behandelt, ganz so wie es Goethe ausführen wollte, wie das Bruchstück seines Ewigen Juden zeigt. Ehe Joseph zurückkommt mit einer Wiege, gebiert Maria (auf der Bühne!), was stark und deutlich angekündigt ist. Dann fordert sie ihn auf, das Christkind zu wiegen:

Joseph lieber neue myn
 hilf mir wiegen dass kindelin
 dass got dyn loen musse syn
 in dem hymelrich der meyde sone maria.

Er erwidert ihren Gesang:

Gerne liebe mume myn
 hilf ich der wiegen dyn kindelin
 dass got etc.

Sie nennen sich Keffe und Ruhme, um ja nicht Geschlechtsgemeinschaft festzustellen. Joseph nimmt darauf die Wiege:

Ja maria das wel ich thun gerne
 Got vnsserm herre
 Vnd wel meilichen (fröhlich wie im Mai) singen
 Vnd gar frolich vmb die wiegen springen.

1) Pilger; Landstreicher.

Es wird um die Wiege getanzt und gesungen (*servus et ioseph corisant per cunabulum cantando in dulci jubilo*).¹⁾ Das Christkind selber singt darnach mit, ja es scheint fast, als habe das neugeborne Jesuskind mit beim Tanzen geholfen.²⁾ Das Springen und Tanzen Josephs um die Wiege ist sicher altheidnischer Brauch, den die Geistlichen mit aufnehmen mußten; denn Singen und Springen galt eigentlich als unchristlich.

Es sind Spuren vorhanden, daß zwei verschiedene Spiele zusammengearbeitet sind: eins derber, eins edler. Dies wird deutlich besonders gegen das Ende. Joseph ist oft mit doppelten Reden, feinen und groben, bedacht. Das Spiel stammt aus dem Volke, auf Aufführung durch Schüler weist jedenfalls das Latein der Bühnenanweisungen u. s. w.

Wenn in dem altheidnischen Spiele, wie auch in andern, der Geburtsakt auf der Bühne dargestellt wird³⁾ und gleich darauf die erhabensten Gesänge erklingen, wie *Gloria in excelsis deo*, so ist hier nicht an Roheit oder Frivolität zu denken. Der Stoff der heiligen Geschichte ward völlig in den Bereich der Wirklichkeit gezogen: das war nötig, um der Hoheit der Gedanken ein gesundes Gegengewicht zu halten. So wird in dem heidnischen Spiele die Geburt Jesu von den Uneingeweihten durchaus als natürlicher Vorgang und daher nicht mit günstigen Augen angesehen, ohne daß sich dadurch die Zuhörer beleidigt fühlten. Uns freilich will einiges zu Natürlichem nicht in den Sinn. Aber man sieht bei solchen Dingen, wie fest der Glaube stehen mußte, wenn so burleske Behandlung der heiligen Personen keinen Anstoß erregte. Die christlichen Kirchenfeste fielen ja mit früheren heidnischen Festen zusammen, die ebenfalls aus Ernstem und Heiterem gemischt waren.

Reste solcher Kultusspiele sind vielleicht in den Kinderspielen erhalten; am längsten aber hielt die Kirche an derartigen Dingen fest. Der letzte Rest der Weihnachtsspiele ist der Knecht Ruprecht, der alte Mittelpunkt des Geheimnisvollen, an dessen Stelle am Rheine, in der Schweiz und in Norddeutschland der heilige Klaus (Niklaus, Nidel) steht.⁴⁾ In Hessen ist dieser am 6. Dezember der eigentlich Bescherende, in Schlesien erscheint er neben Ruprecht (Ruotperacht, alter Kultusname für Wotan), während er in Thüringen und Sachsen nicht bekannt ist. In dem Pöddauer Spiele ruft das Christkindel den „Nidel“ wie eine Art Teufel herein, um die unfolgsamen Kinder zu schrecken: „Schimmelreiter, komm herein! Die

1) Dies Lied sang man zu Leipzig noch Anfang dieses Jahrhunderts, wie meine Mutter (gest. 1867), die es noch mitsang, mir erzählt hat.

2) Vgl. S. 17, nach B. 325 (?).

3) Vgl. im Pöddauer Christkindspiel (Peter 1, 440) die Drohung, die das Christkind gegen die Kinder ausspricht, „die nicht fleißig beten und spinnen“.

4) S. unter „Klaus“ im D. Wb. Sp. 1035.

Kinder wollen nie brave sein.“ Als Schimmelreiter (d. i. der himmlisch Glänzende) reitet Wotan in den heiligen Zwölfnächten im Mecklenburgischen auf seinem weißen Rosse umher, und so geht in Thüringen um dieselbe Zeit seine Gemahlin, Frau Holle, um und sieht nach, ob die Spindeln rein und abgesponnen sind. Wir sehen da, wie das Älteste mit seinen Fäden bis in die Gegenwart hineinreicht. — In der Lausitz hängt am 1. Montag nach Advent ein rotseidener Faden von der Stubendecke herunter, an dem der heilige Christ und Knecht Ruprecht herabgekommen sein sollen.¹⁾ Dieser wandert mit Christus, wie sonst Petrus. Vielleicht stammt der Knecht Ruprecht, als Diener des neuen Gottes Christus, aus dem Kopfe eines feinen, klugen Geistlichen.

Die bildliche Darstellung der Geburt Christi war ein wichtiger Bestandteil der volksmäßigen Feier der Weihnachtszeit. In der Kirche war eine Krippe (Wiege) aufgestellt: an ihr saß Maria und forderte in einem Liede Joseph auf, das Kind zu wiegen; dieser erklärte sich dazu bereit. Dann stimmt der Chor ein frommes Weihnachtslied an.²⁾ Das Ganze war ein Zwiegesang mit Chor; das geht hervor aus einer Bemerkung, die sich auf einer Handschrift mit Liedern des Mönches von Salzburg befindet: „Zu den weihnachten der fronleich ympnus A solis ortus cardine. Und so man daz kindel wigt über daz Resonet in laudibus, hebt unser vrato an zu singen in ainer person: Joseph lieber neve mein; so antwurt in der andern person Joseph: gerne, liebe mueme mein. Darnach singet der kor die andern vers in einer diener weis, darnach den kor.“³⁾ Das Verfahren wird in einer Leipziger Handschrift aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts geschildert.⁴⁾ Danach wechselte latei-

1) Vgl. Hoffmann, KL. 430.

2) Hoffmann, KL. 416 ff.

3) Hoffmann a. a. O. 418:

Joseph, lieber neve min,
hilf mir wigen das kindelin,
daß got müeße din lonen sin
in himelrich,
der meide kint Maria.

Gerne, liebe mueme min,
ich hilfe dir wigen din kindelin,
daß got müeße min lonen sin
in himelrich,
der meide kint Maria.

Hoffmann 419:

Weinhold 53.

4) Hoffmann 420.

Nu freu dich, cristenliche schar! u. s. w.

nischer Gesang mit dem deutschen Wiegenlied. Daß deutsche Worte dabei in Gebrauch kamen, erklärt sich aus der Volkstümlichkeit der Feier.¹⁾ Den Mittelpunkt des Ganzen bildete, wie auch im Weihnachtsspiele, das Kindelwiegen mit dem Wiegenliede: „Sausa minne, gotes minne! Nu sweig und ru! Wenn du wilt, so wellen wir deinen willen tun. Hochgelobter ebler fürst, nu sweig und wein auch nicht, tuste das, so wiß wir daß uns wol geschicht.“²⁾

Aus dem 16. Jahrhundert haben wir ein Zeugnis von Seb. Frank, der in seinem Weltbuch³⁾ über diese Art, das Weihnachtssfest in den Kirchen zu feiern, berichtet: „Zu Weihenacht begeen sy [d. h. die Franken] die kindheit Christi also, sy setzen eine wiegen auf den altar, darinn ein geschnit kint geleget, diß wigen die stattkind ein große menge, springen und tanzen umb das kint in einem ring, darzu die alten zusehen, und mit singen [mit] viel selznen liedlin, von dem neitwgebornen kindlin, das mich ermanet [hier beginnt nun das kritische Betrachten, wo sich der höhere Geist von dem Volke trennt] wie etwan die Corybantes (beim neugebornen Gott Jovi u. s. w.) . . .“ Dasselbe erzählt Joh. Voemus im Jahre 1520, den Frank möglicherweise benutzt hat.⁴⁾ In einem Weihnachtsslied aus Kärnthens⁵⁾ steigen die Englein vom Himmel herab und singen, und die Sterne tanzen mit um den einen Mittelpunkt der Welt, das Kind Jesu.⁶⁾ Hierzu stellt sich ein Zeugnis aus Österreichisch-Schlesien⁷⁾: „Die Sternlein glänzen Die Englein tanzen Zuchaza, hopfasa Beim Kindlein im Stall.“⁸⁾

1) Weinhold 48.

2) Aus einer Münchner Hs. von 1422 (Hoffmann 420). „Sausa (früher súsá) war weiter nichts als ein Laut zum Schweigenmachen und Einlullen des Kindes. . . . Minne (mhd.) bedeutet Liebchen, in der tändelnden Sprache der Ammen, Kindermädchen und Mütter wurde es zu ninne.“ (a. a. D.) Vgl. auch Wilmar, Altthess. Weihnachtsspiel zu B. 607.

3) Bei Wadernagel, Lesebuch 3¹, 337.

4) Hoffmann 423.

5) Lexer, Kärnth. Wörterbuch S. 310:

Die Nacht die glanz lei wie der Tag,
die Englein stiegen von Himmel herab
und thöten singen u. s. w.

In einem Hirten- und Dreikönigsspiel S. 278:

Sehet an den Himmelsglanz
Und den schönen Sternentanz.

6) Es erinnert an die Vorstellung vom Sphärentanze und der Sphärenmusik.

7) Peter, Volkstümliches u. s. w. 1, 346.

8) Bei Goethe kehrt diese Vorstellung wieder in dem Liede „Gegewart“ vom Jahre 1813 (Alles kündet dich an), das die Herrlichkeit der Geliebten preist, wie

Auch Luther hat in dem Weihnachtsliede „Vom Himmel hoch da komm ich her“ (er will der Evangelist sein, als den er sich oft fühlte!), das er (1535) für seine Kinder gedichtet hat, auf den alten Brauch in der 14. Strophe angespielt:

„Davon ich allzeit frölich sey
zu springen singen imer frei
das rechte Sussaninne schon
mit herzenlust den süßen thon.“¹⁾

Das saß auch bei Luther fest, aber mit kühnem Schwunge verlegt er die Vorgänge der Welt ins Innere (Str. 13):

„Ach mein herzliebess Ihesulin,
Mach dir ein rein sanfft bettelin,
Zu rugen in meins herzen schrein,
Das ich nimer vergeße dein.“

In dem Hereinholen des Äußeren in die tiefste Innerlichkeit zeigt sich Luther als modernster Mensch und als echter Germane. —

Wo diese Gebräuche ausarteten, da wurden sie bekämpft. So hat Johann Mathesius, der begeisterte Anhänger Luthers, mit der Umdichtung²⁾ des unvermeidlich gewordenen alten „Joseph, lieber Joseph mein“ den Kultus aus der Kirche ins Innere des Hauses gezogen. Es ist dem alten treu nachgebildet:

1. O Jesu, liebes herrlin mein,
Hilf mir wigen mein kindelein!
es sol zu Ion dein diener sein
im himelreich
und in der lieben christenheit.
Eia, eia!
schlaf du liebes kindelein!
der heilig Christ wil bei dir sein
mit seinen lieben engelein
in ewigkeit.

sie von früh an den Tag hindurch glänzt (Beiträge 91). Dies hat Goethe nicht künstlich erfunden, sondern es erklärt sich aus dem ihm eigentümlichen Zug, daß er die Rückbewegung zum alten Volkstümlichen mitmachte.

1) Hoffmann 425.

2) Mit der Überschrift: „Ein Kinder Joseph, nicht in der Kirche, sondern im Hause zu singen, die Christenkinder mit zu schweigen oder einzuwiegen, im Ton: Resonet in laudibus.“ Hoffmann 426.

o mein liebes Jesulein,
 du tröster mein,
 erfreu mich fein
 und mach uns arme würmelein
 zu dienern dein! u. s. w.

Das alte Lied ist umgebogen ins Protestantische, aber möglichst viel Altes beibehalten:

3. O Jesu, liebes Brüderlein,
 du woltst Emanuelchen sein
 und unser ewigs priesterlein
 im himelreich
 und in der lieben Christenheit!
 Eia, eia!
 schweig, du trautes kindelein,
 es heißt dich sonst das eselein
 und stößt dich Josephs öchselein
 zu Bethlehem.
 o du süßes Jesulein,
 erhalt uns rein
 im Glauben dein u. s. w.

Während sich das Kindelwiegen durch das 17. Jahrhundert in der katholischen Kirche erhielt, schwand es aus der evangelischen ganz. In dem evangelischen Grimmitschau soll nach altem Brauch ein Knabe, als Engel gekleidet, mit einer Krone auf dem Haupte, an einem Stricke an der Decke der Kirche hängend das Lied „Vom Himmel hoch“ gesungen haben, bis der Strick einmal riß und nun der Brauch abkam.¹⁾ Doch die Lieder lebten fort. So sang man in Hamburg bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts das „Joseph, lieber Joseph mein“.²⁾ In Preußen war schon 1739 ein königliches Rundschreiben an die Konsistorien erschienen, das sich gegen die Überreste der alten Weihnachtsbräuche wendete, so „daß am Christabend vor Weihnachten Kirche gehalten, das Quom pastores gesungen worden, und die Leute mit Kronen, aber auch Masken vom Engel Gabriel, Knecht Rupprecht u. s. w. gegangen, auch dergleichen Abfanzereien mehr getrieben werden u. s. w.“³⁾

Das Ausleben des Kindelwiegens zeigt uns der Brauch in Tübingen, der noch in den dreißiger Jahren bestand. Um 12 Uhr in der Christnacht ward auf dem Turme der Hauptkirche in einer kleinen mit Lichtern

1) S. Hoffmann 430.

2) Ebd. 428.

3) Ebd. 429.

umstellten Wiege das Bild des Jesuskindes (eine Puppe in einer mit Lichtern umstellten Wiege) gewiegt, während die Musik den Choral „Ehre sei Gott in der Höhe“ blies. Dazu sang das unten zuschauende Volk auch wohl ein weltliches Wiegenlied.¹⁾

2. Volksmäßige Umbichtung ursprünglich geistlicher Lieder.

Der Kinder-Joseph des Mathesius ist eine Probe der zu anderen Zwecken vorgenommenen Umbichtungen unvermeidlich gewordener Lieder. Man nannte solche Travestien früherer Minnelieder zu andern sinnlichen Liedern, z. B. Trinkliedern, oder zu geistlichen Liedern im 15. Jahrhundert *contrafacta*.²⁾ „Es hat ein man sin wip verlorn“ *contrafact* uf einen geistlichen sin (Es hat ein mensch gots huld verlorn.³⁾ Das älteste⁴⁾ Beispiel geistlicher Umbichtung eines weltlichen Liedes ist von Steinmar (Ende des 13. Jahrhunderts):

Sumerzît, ich frouwe mich dîn,
 daz ich mac beschouwen
 eine sÛeze selderîn,
 mines herzen vrouwen:
 eine dirne, die nach krûte
 gât, die hân ich zeinem trûte
 mir erkorn:
 ich bin ir ze dienste erborn.
 warte umbe dich!
 swer verholne minne, der hÛete sich.

Die geistliche Umbichtung des 14. Jahrhunderts beginnt:

Himelriche, ich fröuwe mich dîn,
 daz ich dâ mac schouwen

1) Nach E. Meier, Sagen aus Schwaben S. 464 (bei Hoffmann, *RL*. 430).

2) Badernagel, *Lit.-Gesch.* 267. Ebenso altfr., s. Badernagel, *Altfranz.* Lieder 184 ff. Auch christlich corrigiert (Hoffmann, *RL*. 402), christlich verändert. Vgl. das. S. 371 ff. (Umbichtungen). Goedele, *Grundriß* 197. Ein Verzeichnis der Anfänge bei Böhme, *Altö.* 25.

3) Hoffmann, *RL*. 384. Vgl. 386 (389): Den liepsten bülen den ich han *contrafactum* Den liepsten herren den ich han.

4) So wurde im 17. Jahrhundert Joh. Rißs (1607—1667) Lied „D Ewigkeit du Donnerwort“ Vorbild für das früher (nach dem Leipziger Gesangbuch 1767, S. 437 a) irrümlischerweise Joh. Sigas (1514—81) zugeschriebene „D Ewigkeit du Freudenwort“, die Antwort gleichsam auf das Urlied Rißs. Jenes steht im Augsburger Gesangbuch 1692 mit 9 Strophen, ohne Namen; ob der Dichter gleich anfangs sich nicht zu nennen Lust hatte?

got und die liebe müter sîn,
 unser schoene frouwen
 und die engele mit der krône
 die dâ singent alsô schône,
 des frôuwent sie sich:
 got der ist so minnenlich.
 wart umbe dich!
 hûetet iuch vor sunden, dort tugentlich.

Als Gegenstück zu dieser Anknüpfung des Himmels an die Erde das Einführen des Irdischen ins Himmlische, die irdischen Vorstellungen vom Himmel. In der Bibel selbst liegen zu dem Sinnlichen in solch geistlichen Liedern die Anfänge vor. So läßt das Ev. Joh. 15, 1 Jesus eine Parabel vortragen: „Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingarten; B. 2: einer ighlichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnemen, und einen ighlichen der da Frucht bringet, wird er reinigen, das er mehr Frucht bringe. B. 5: Ich bin der Weinstock, Ir seid die Reben.¹⁾ Wer in mir bleibet und ich in im, der bringet viel Frucht u. s. w.“ Das Bild hat die Phantasie viel beschäftigt. Das Bild vom Pflanzenleben wird bei Goethe, wenn auch nicht zuerst, so doch zuerst tief verwendet.²⁾

Besonders in der Apokalypse sind viele sinnliche Bilder und diese der damaligen Zeit sehr geläufig. So Offenb. 21, 1 ff: „Und ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erden, denn der erste Himmel und die erste Erde verging . . . Und ich Joh. sahe die heilige Stad, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himel herab faren. B. 10: Und (der Engel) füret mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg, zeigt mir die große Stadt, das heilige Jerusalem³⁾ hernieder faren aus dem Himel . . . (folgt Schilderung) Und die zwelf Thor waren zwelf Perlen und ein ighlich Thor war von einer Perlen, und die Gassen der Stad waren lauter Gold, als ein durchscheinend Glas. 22, 2 auch ein Baum mit zwölferlei Früchten, die alle Monate reifen, B. 5 es wird keine Nacht da sein, man braucht nicht und hat nicht Sonne noch Mond.“ Das schlägt in altheidnische Vorstellungen vom Schlaraffenland.

1) Christus als Weinstock z. B. Hoffmann, *KL* 126, als Traube 112.

2) Bis ins 18. Jahrhundert ward die Menschheit oft und gern als ein „gegliebtes Ganze“ mit Einem lebendigen Mittelpunkt gedacht, daher Ausdrücke wie „Rüglied“, „Reform an Haupt und Gliedern“, „Seele der Gesellschaft“. Man sucht derartige Dinge heut als poetisch von der Wirklichkeit zu trennen, und doch ist dies ganz unmöglich. [Vgl. Beiträge 241.]

3) Vom himmlischen Jerusalem auch Luther (*Rügel* 31).

Daraus und wohl auch aus gebliebenen vorchristlichen Vorstellungen erwachsen dann Dinge wie bei Spervogel:

In himelrieh ein hûs stât,
 ein guldin wec dar in gât.
 die siule die sint mermelin,
 die zieret unser trehtin
 mit edelem gesteine.

dâ enkumt nieman in, ern si vor allen sunden alsô reine.¹⁾

(Bartsch, Niederdichter 8.)

Ein Zug der im 14. Jahrhundert eingetretenen Mystik ist: die Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dinge soll gefühlt, geschmeckt werden im höchsten edelsten Sinn, wie man noch heute von einem „Borschmack des Himmels, der Seligkeit“ spricht.

Rein vorchristlich klingt ein niederländisches Lied²⁾: darin Jesus als Wirt an der Tafel sitzend, mit ihm seine Gläubigen.³⁾ Das weist auf Matth. 26, 29, wo Christus am Schlusse des Abendmahles sagt: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem gewächs des weinstocks trinken bis an den tag, da ichs newe trinken werde mit euch in meines Vaters Reich“, was denn sich mit dem unter der Asche glimmenden Gedanken von der Walhalla und vom Schlaraffenlande mischen konnte.⁴⁾

Davon im Niederländischen⁵⁾ ein ganzes Lied, worin Jesus ta-

1) In dem Gedichte von 1100 etwa (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jh., S. 361 ff.) noch keine sinnlichen Genüsse.

2) Hoffmann, Hor. belg. 10, 62, Str. 13:

Jesus is die beste weert,
 dat weet ic wel.
 daer hi aen der tafelen sit,
 daer vaert man wel.
 hi is die weert ende hi salt ove sijn,
 hi quijt die cost, hi betaelt den wijn:
 dat doet hi gherne.
 ic waer so gheerne nae deser tijt
 in sine taverne!

3) Im Niederländischen ist ja die Stätte der derben realistischen Kunst, daher auch in der Poesie. In unsern Augen nimmt sich dies Realistische oft, aber wohl mit Unrecht, aus, als wäre es schon ins schlechte Übermaß umgeschlagen. Die mittelalterlichen Dichter aber vertieften das Allergewöhnlichste zum Erhabensten.

4) Vom himmlischen Gastmahl (Matth. 21, 1 ff. 26, 29) s. Mone, Schaup. 2, 26.

5) Hor. belg. 10, 197. 1. Het is goet in Jesus taverne gaen, betaelen is daer afgedaen etc. 2. Wie is de man, die niet en can in Jesus kelre

verne, Jesus kelre, Jesu Blut als Wein, wie es ja nach dem Dogma wirklich getrunken ward im Abendmahl; und (Str. 5 ff.) Maria als Wirtin!¹⁾ In einem anderen Liede²⁾ ist Jesus wijngaert (Joh. 15, 1) und das Land Jerusalem (Offenb. 21) geradezu als eins behandelt; da findet (Str. 25) auch Tanz und (Str. 28) Umarmung statt!³⁾ Das Fundament dieses Baus ist das Firmament mit den Sternen (Str. 41).

Daß die Poesie sich hier auf einer gefährlichen Spitze bewegte, und bald die schlimme Seite hervortreten mußte, sieht man deutlich in einem Lied von dem geistlichen meien aus dem 15. Jahrhundert, Str. 14:

An des crüzes este
da blüget roter win,
den git man lieben gesten,
die mülsent luter sin.

15. Als in dem himelriche
da schenkt man Ciperwin,
da sond die edlen selen
von minne trunken sin.

(Gott Vater, Sohn und heil. Geist dabei zu schauen, Str. 16).

17. Die mägde da ze tische gand,
die engel da singent schone,
der hailig gaist ist schenker
da ist Maria kellerin.

Diese himmlische Sinnlichkeit finden wir noch jetzt in Volksliedern, z. B. in einem Liede⁴⁾ aus Schlesien (nach 3, 4), das nicht katholisch scheint:

te wijn te gaen etc. 3. Heer Jesus weert, schenket ons den wijn al uut den milden herten dijn etc. 7. Wi willen gaen danken onse weerdinne, Maria die hemelsche coninghinne etc.

1) Vgl. das contrafactum den liebsten bülen den ich han. Hoffmann, RQ. 386.

2) Hor. belg. 10, 200:

Str. 23: Maer ooc der maechden sanc is schoon:
die singhen mit des conincs soon
ende mit die maecht Marien.

Str. 28: Si horen ooc dat soete gheluut:
comt mijn gheminde soete brunt
ende rust in minen armen!

3) Uhl. 881 (auch Hoffmann, RQ. 122 ff.).

Str. 1: Der nun maigen welle, Der neme Cristus war!

4) Auf einem Delitscher flog. Bl.

Jerusalem.

1. Wer hat Lust mit mir zu ziehen
nach der Stadt Jerusalem,
denn darinnen kann man sehen,
was der weise Salomon¹⁾
hat gebauet, Schlösser und Kirchen,
alles ist von Stein und Holz,
alles überzogen worden
mit dem Silber und rothem Gold.
2. Der Glanz ist nicht auszusprechen,
von der Stadt Jerusalem;
David spielet auf der Harfen,
Benjamin spielt Flötrawär,
Isaac tanzt²⁾ mit Rebecca,
Jacob mit der schönen Rahel
zu der großen Freud und Wonne
auf dem Schloß Jerusalem.
3. Auf dem Schloß da kann man haben
Johannisbrod, Caffee und Thee,
und der Wein, der thut da fließen,
wie die Ober in die See.
Hat man Lust zum Tabakrauchen,
von dem schönsten Knastertobak,
Spanier und Brasilier zu schnupfen,
rauch und schnupf nur tapfer drauf.
4. Hat man etwa Lust zu jagen,
gar nicht weit ist auch ein Wald,
da schießt man Rehböcke und Hasen
Daniel geht selber mit,
er zeigt da die Löwengrube,
wo er drin gefessen hat;
Pauken, Trompet hört man blasen,
auf der Jagd geht's voller Lust.

1) Uhl. 898: „Jerusalem ward buwen mit ganzem fliß, auch mochts mit fröuden schouwen Salomon der wis, doch hat es keinen hstand: wir wend Christo vertrauen, het uns ein anders buwen.“ S. auch über das neue Jerusalem Hor. belg. 10, 102. 200; Ditsfurth 1, 142. 141. Vgl. Hoffmann Nr. 293, 8; Körner, Bl. 312; Erl, Lieberh. 169. [Nun auch Erl-Böhme Nr. 1766.]

2) Vgl. Hor. belg. 10, 202.

5. Hat man etwa Lust zu singen,
geh allda nach Estrata,
Benjamin der kommt gegangen,
bringt ein altes Silber mit,
gibt es selbst in ihre Hände,
läßt sie steigen in die Höh
wo die Vöglein lieblich singen,
auf dem Schloß Jerusalem.
6. O Jerusalem, du Schöne,
wie schöne glänzest du,
ey wärst du nur in der Nähe,
so wär ich schon längst bey dir.
Ach, wenn ich ein Vöglein wäre,
daß ich heut' noch fliegen könnt',
in die Höh' wollt' ich mich schwingen,
und fliehn nach Jerusalem.
7. So lang sich mein Herz beweget,
und ein warmes Tröpflein Blut
sich in meinen Adern reget,
bleib ich dir, mein Engel! gut.
Treue Liebe, edle Liebe
hasset allen Wankelmuth,
von den Ketten zu erlösen,
führe mich in Canaan.¹⁾

Am Schlusse also eine reine Liebestrophe, die doch wieder mit Canaan schließt, das heißt, Canaan gemeint wohl als Lebensglück, Ehe? Die Liebste ist das Band, das den lebendig Liebenden verknüpft mit dem ewigen Jerusalem; Canaan und Jerusalem fallen zusammen. Aber es klingt doch noch naiv der alte Hintergrund nach, obwohl es auf der Rippe steht.

Wie hier schon der Anfang der Ausartung, so ist es ganz ins Gemeine umgekippt in einem Lied aus dem Erzgebirge: da ist aller Hintergrund verloren, der Himmel nur witzig verwendet, weil die Besoffenen in den Himmel kommen. Das Lied muß von einem sehr witzigen und geistreichen Bagabunden sein, einem verbummelten Genie, das nach seiner Art in den Himmel tritt, der ihm mit dem Wirtshaus in Eins verschmilzt; man sieht aber noch den alten Ursprung von Jesu Weingarten.

1) Vgl. Weimar. Jahrb. 2, 6 f.

Silberbrand, Geschichte d. dtschn. Volksliedes.

Brantweinseligkeit.

1. Su bald ich mei Schimmlä verkauf,
Su zieh ich ins Wirtshaus und sauf,
Su allweil sings Gott (?),
Is dos net ä schie Wort,
Su treiben wirs die ganze Nacht fort.
2. Und wenn wir ins Wirtshaus kumma,
Su saufen wir ä noch a Zach na;
Der Wirt mit der Kreid,
Der alles verleiht,
Der die Bächle an die Wandle no schreibt.
3. Und wenn wir in Himmel¹⁾ kumma,
Da fangn wir zu saufen erst a,
Und wenn wir gsoffn han,
Dafß kanner mehr ka,
Da fängt sichs gute Laben erst a.
4. Wu kumma denn bsoffne Leut hie²⁾,
Wu werd denn a Ort sei fer sie?
In Himmel hinei,
Wu Petrus werd sei,
Sant Petrus schenkt halber Brantweii.
5. Sant Petrus dar hot mirs schu gsogt³⁾,
Saufß änner su viel als er mag;
Im Himmel is a Wirth,
Der olles regiert,
Der die Halbe fer 'a Kreuzer hin giebt.

(Mündlich aus dem Erzgebirge.)

Gott selber als Schenke — das also das Ende der Linie im 19. Jahrhundert! So entarten alte Stoffe, wenn sie ihren Kern und haltenden Hintergrund verlieren und der Kunstpflege entbehren!

Auf katholischem Grunde zeigt sich die alte Vorstellung in ihrer

1) Wovon das Wirtshaus die Vorstufe ist!

2) Flämisch: in ons Heeren hemelhof oder wijngaard geweest zijn = betrunken sein. Schuermans 285 a.

3) Er ist also schon dort gewesen! d. h. als Betrunkener.

Entartung in dem bairischen Himmel Sturms¹⁾, der, ein Volksfänger im herbsten Geschmack, als eine Art bairischer Nationaldichter gefeiert wurde.

Die himmlischen Freuden.

1. Wir g'nießen die himmlischen Freuden,
 Drum thun wir das Irdische meiden,
 Kein weltlich Getümmel
 Hört man in dem Himmel,
 Lebt alles in lieblichster Ruh.
 Wir führen ein englisches Leben,
 Sind dennoch ganz lustig darneben,
 Wir tanzen und springen
 Und hupfen und singen:
 Sankt Peter im Himmel sieht zu.
2. Johannes das Lämmlein uns lasset,
 Der Metzger Herodes drauf passet:
 Wir führn ein gedulbig's,
 Gedulbig's, unschulbig's,
 Ein liebliches Lämmlein zum Tod.
 St. Lukas den Ochsen thut schlachten
 Ohn einigs Bedenken und Achten.
 Der Wein kost't kein Heller
 Im himmlischen Keller;
 Die Engel die backen das Brot.
3. Gut Kräuter von allerhand Arten
 Die wachsen im himmlischen Garten:
 Gut Spargel, Fijolen (d. i. Bohnen)
 Und was wir nur wollen,
 Ganz' Schüssel voll sind uns bereit;
 Gut Äpfel, gut Birn und gut Trauben,
 Die Gärtner dir alles erlauben.
 Willst Rehbock? Willst Hasen?
 Auf offener Straßen
 Zur Kuchel sie laufen herbei.

1) Nic. Sturm, als Augustiner Vater Marcellinus genannt, war 1760 geb. († 1786). Erst 1819 wurden seine „Lieder zum Theil in bairischer Mundart“ gedruckt, S. 90 ff. Der bayerische Himmel. Das ältere, „Die himmlischen Freuden“, aus Nicolais fein. Klein. Almanach 2, 88 im Wunderhorn 1, 365. [Nach Erz-Böhme 3, 552 um 1774—78 aus Sturms Liede „Nach Kreuz und ausgestandnen Leiden“ (das. 3, 550) entstanden.]

4. Sollt etwa ein Fasttag ankommen,
Die Fische mit Freuden anstromen;
Da laufet Sanct Peter
Mit Netz und mit Rödter
Zum himmlischen Weiher hinein:
Willst Karpfen, willst Hechten, Forellen,
Gut Stodfisch und frische Sardellen?
Sanct Lorenz hat müssen
Sein Leben einbüßen,
Sanct Martha die Köchin muß sein.
5. Kein Musik ist ja nicht auf Erden,
Die unsrer kann verglichen werden:
Eilftausend Jungfrauen
Zu tanzen sich trauen,
Sanct Ursula selbst dazu lacht;
Cecilia mit ihren Verwandten
Sind treffliche Musikanten:
Die englischen Stimmen
Ermuntern die Sinnen,
Daß alles für Freuden erwacht.

Hier mischt sich offenbar die Idee vom Schlaraffenland ein¹⁾: in der Strophe, wo die himmlischen Freuden wie eine Art Kirchweihanz geschildert werden, geht es in tolle Burleske über, und trotzdem spiegelt sich katholischer Ernst darin. Gegenüber dem Heruntersinken ins Schlimme, das wieder überwunden wird, giebt Trost und Erklärung das geschichtliche Erkennen. Neben dieser schlimmen Linie ist die gute nicht verloren: verschwindend erscheint die Vorstellung wieder zum Guten, zum Besten gereinigt, in einem Liede, wo Gott selbst zu dem begnadeten armen Seelchen sagt:

Die himmlische Freud ist eine wunderschöne Stadt,
Da Friede und Freude kein Ende mehr hat²⁾,

als letzte (8.) Strophe eines Liedes, das die Geschichte einer armen Seele enthält, die sich vor der Himmelsthür weinend Einlaß erbittet, und beginnt:

1) die auch geistlich sich verschmelzt mit der biblischen bei Ditsfurth 1, 142; auch Wdh. 1, 366. Vgl. jedoch Goethe im Buch des Paradieses „Höheres und Höchstes“ (4, 193), wo tiefster Ernst mit schlaraffigem Anklang.

2) Erk, Wiederhort S. 169; besser bei Schmitz 1, 129. [E.-B. Nr. 2031, Str. 12.]

Im Himmel, im Himmel ist Freude so viel,
Da tanzen die Engeln und haben ihr Spiel.¹⁾

So findet sich auch in diesen Gründen, wo Bildung so schwer hinreicht, doch Treffliches.

1) [Vgl. E.-B. 2034, 1; auch 2033, 13 u. 2039, 11.] S. auch Luther:

Nu freut euch, lieben Christen gemein,
Und laßt uns fröhlich springen. (Müßell 35.)

Im Himmel, im Himmel sind Freuden so viel,
Da tanzen die Engeln und haben ihr Spiel.

Chryssa bei Gryphius Horrib. 67 (Dr.).

Pietistisch im Wunderh. 3, 342 fg. (Des Bräutigams Keller).

Dritter Abschnitt.

Die Bedeutung des Liedes im alten Leben.

Es kommt darauf an, fühlen zu lassen, wie tief das Lied einst in das Leben der Vorfahren eingriff¹⁾, wie es geradezu eine öffentliche Macht war, im politischen wie im geselligen Leben; wie das Leben selbst Lieder emportrieb und verschwinden ließ, wie aber auch manche Lieder je nach ihrem Kerne von einer unverwüßlichen Lebensdauer sind.

Von dem reichen Liederleben der alten Zeit sind uns nur zufällige Bruchstücke erhalten. Als die Lieder aufgezeichnet wurden, war es schon mehr im Verfall; in der Zeit da es blühte, wurde nicht davon gesprochen.

Reichreich sind die Angaben der Limburger Chronik²⁾ des Johannes Tilman, der von den wechselnden Liedern des Tages (1336—1398) aufzeichnete, was in seinen Bereich kam. Es sind Lieder, die noch jetzt ihre

1) Damals gab es noch ein wahres Gesamtleben, und höhere und niedrigere Stände waren noch nicht so geschieden. Vgl. Schiller 12, 344 (Über Bürgers Gedichte): „Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten“; aber Schiller geht schließlich doch auf Bürgers Grundgedanken, obwohl er ihm wohl eigentlich neu war, ein: alle echte Poesie müsse sich ans Volk anlehnen — und vertieft ihn sogar noch.

2) Nur in Fausts Ausgabe (die Sprache darin eine Art Riffingisch) Heidelberg 1617 als 'fasti' Limpurgenses erhalten; angefangen zu verfassen oder abzuschließen ward sie 1420 (nach S. 15). Von Dr. Kossel wurde sie 1860 neu herausgegeben in den Annalen des Vereins f. Nassauische Altertumsk. 6, 407 ff., 1875 von Arthur Wyß: Die Limburger Chronik untersucht u. s. w. (Marburg a. L.), 69 S., und von demselben eine neue Ausgabe 1883 in den „Deutschen Chroniken“ (Monum. Germ. IV, 1. in 4.); W. entdeckte eine Hf., die wenig später ist als die Entstehung der Chronik. — Schon Lessing und Herder beachteten die Chronik, jener wegen der Liederangaben in den Kollektaneen „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, von den Minnesängern bis auf Luthern“, angefangen d. 1. Aug. 1777 (Vachmann 11, 468—491): da stehen die Liedstellen aus der Chronik völlig ausgeschrieben. Herder wollte die Angaben ausführlich als Zeugnisse dem 3. Bande seines 2. Bandes der Volkslieder 1779 vorsetzen, gab aber wegen Raum-mangel nur kurze Nachrichten (2, 181 ff.). S. darüber Chrystander, Deutscher Volksgefang im 14. Jahrh. (in seinen Jahrb. f. mus. Wissensch. 1. Bd.). Leipzig 1863.

Fortsetzung haben in gewissen Liedern¹⁾, die, durchaus noch mit der Weise lebendig verwachsen und nur mit und in ihr erlernt und behalten, teils von der Bühne teils aus andern Quellen ins Leben kommen und oft genug von ganz unten bis ziemlich hoch hinauf alle Stände erreichen. Sie geben dem Alltagsleben eine Art durchgehenden Grundton oder Grundklang, einen einigenden Faden im Gemüt.

In dieser Limburger Chronik, deren Verfasser einen feinen Blick für Kulturverhältnisse hatte, wird zum Jahre 1351 ein Lied als „gemein und neu in deutschen Landen“ angeführt, das die Zeitstimmung widerspiegelt: vom Werte treuer Freundschaft und Tadel der Untreue. Es klingt wie Minnesang:

Wißet wer den sinen i vurkois
 und ane alle scholt getruwen frunt vurlois,
 der wirt vil gerne sigelois.
 Getruwen frunt den ensal niman laßen
 want man vurgelden daz nit enkan.²⁾

Daran schließt der gelehrte Tilman, der Aristoteles' Ethik citiert, ein gut lit von frauwenzuchten an, das allgemein gesungen wurde, und zwar uf ein wip zu Straßburg, di hiß di schoene Agnese unde was aller eren wert. Aber wie bei Walther von der Vogelweide bezog es sich auf alle gude wibe:

Eins reinen guden wibes angesichte
 und frauweliche zucht darbi
 di sint werlich gut zu sehen

1) So sang man in den 60er Jahren „Wer will unter die Soldaten“, aus einem Berliner Singspiel, das thüringer Volkslied ist (s. Ert, Germania, deutsches Volksgefangbuch Nr. 172, S. 149); vgl. dazu Wunderh. 4, 207, wo ein in der ersten Str. fast gleiches Lied von einem flieg. Bl. „um 1800“. — In den 60er Jahren hörte man „Feinsliebchen mein unter dem Rebeudach“, Anfang der 70er Jahre (1873) den „Jesuitentingeltangel“, mit schamlosen Verjen („Eins, zwei, drei Kyrielei — Für den heil. Vater und Marien“), und dies nach den hohen Dingen von 1870! Dann folgte 1876 ff. das Lied „vom Kanapee“, 1877 „Hirsch in der Tanzstunde“ — selbst bei der Echternacher Springproffession gesungen in geistlicher Umänderung (1878 ein anderes ebenso), wozu sich allerdings das „Eins, zwei, drei“ gut darbot. 1883: „Ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt“ aus Müllersders Bettelstudenten, 1885: „Mutter, der Mann mit dem Coacs ist da“, 1888: „Fischerin, du Kleine, Fahre nicht alleine Auf die See hinaus“ u. s. w. Übrigens kann man hieran lernen, was ein „Lied“ heißt und früher immer hieß. Noch jetzt ist bei den „Gassenbauern“ Text und Weise eng vermischt: man kann die Worte nicht ohne Melodie.

2) Mon. Germ. IV, 1, S. 37.

Zu guden wiben han ich plichte,
wan si sin alles wandels fri etc.¹⁾

Offenbar liegt hier ein Rückschlag vor gegen vorige Unsitte und Sittenlosigkeit, der durch das große Sterben 1349 — der schwarze Tod pochte an das Gewissen der Zeit — durch die merkwürdig unerquidlichen Fahrten der Geißlerbrüder herbeigeführt oder verstärkt war. Darauf deutet die bestimmte Äußerung (S. 38): Darnach da dit sterben, dise geiselerfart u. s. w. ein ende hette, da hup di wernt (Welt) wider an zu leben unde frolich zu sin. Es verlangte die Welt aufatmend wieder reinere Sitte. Wird doch aus ungefähr dieser Zeit von den Brüdern van Eyl und ihrer Zeit behauptet, daß sie einer Reaktion gegen Unsitte der höheren Stände mit dienten.

Ganz im alten Minneton ist ein Lied, das als dorch ganz Duschelant verbreitet bezeichnet wird (S. 37):

Ach, reinez wip von guder art,
gedenke ane alle stedicheit,
daz man auch ni von dir gesait,
daz reinen wiben obel steit.

Daran saltu gedenken
und salt nit von mir wenken,
di wilen daz ich daz leben han.

Noch ist mir einer klage not
von der livesten frauwen min,
daz ir zartez mondelin rot
wel mir ungenedig sin.

Si wel mich zu grunt vurderben,
untrost wel si an mich erben,
darzu enweiß ich keinen rat.

Aus dem Jahre 1355 teilt er gleichfalls ein Minnelied mit: Ach Got, daz ich si meiden muß u. s. w. (S. 45). In derselben Zeit sang man dit dagelit von der heiligen passien: „O starker Got, alle unse not befelen wir, herre, in din gebot“, das einem Grafen Peter von Arberg zugeschrieben wird.²⁾

1) Mon. Germ. IV, 1, S. 37.

2) S. 47: was nu unde machte es ein ritter. Dieser wird benannt in der Kolmarer Liederh., wo das Gedicht auch steht (Bartsch, Auswahl Nr. 181). Ein Peter von Arberch ist von Bartsch als Burggraf zu Taufers in Tirol v. J. 1348 nachgewiesen (Germ. 12, 90). S. auch Wpß a. a. D.

In dasselbe Jahr fiel wieder ein großes Sterben, daher wohl die Wirkung des religiösen Liebes. Infolge der Verinnerlichung der Geister traten viele Mädchen ins Kloster, aber bald kam der Rückschlag, und manche Nonne verwünschte ihr Los. So begegnet uns 1357 schon ein Minnelied in lustigerem Tone (§. 47):

Manicher wenet, daz niman beßer ensi dan he,
 di wile daz ime gelinget
 Dem wel ich wunschen, daz ime nummer heil gesche,
 und wel daz frolich singen u. f. w.,

ja sogar das lustige Klage lied der Nonne:

Got gebe ime ein vurdreben jar¹⁾,
 der mich machte zu einer nunnen.

Dann kommt die merkwürdige Nachricht vom widersang, deren Angaben (§. 49) leider nicht verständlich genug sind: in diesem selben Jahre verwandelten sich dictamina (Var. die carmina) und gedichte in Duschen lidern. Want man bit her lider lange gesongen hat mit funf oder ses gesetzen, da machent di meister (d. h. gelehrte Musiker) nu (neue) lider di heißent widersenge, mit dren gesetzen.²⁾ Auch hat es sich also verwandelt mit den pifen und pifenspel unde hat ufgestegen in der museken (etwa f. v. a. den Ton höher genommen?), unde ni also gut waren bit her, als nu in ist anegangen. Es folgt ein Scheidelied: Miden, scheiden daz dut werlich we (§. 51), einige Liebeslieder und ein Lied von schachtafelnspel (§. 55) u. f. w.

Überaus merkwürdig ist die Erzählung von dem ausfägigen Mönche als beliebtem Dichter (§. 70): in dieser zeit [1347], funf oder ses jar zuvor, da was uf dem Meine (d. h. im Mainland) ein monich von den barfussen orden, der was von den luden (d. i. mhd. liute „Gesellschaft“) vurwiset unde enwas nit reine. Der machte di beste lide unde reien in der wernde von gedichte unde melodien, daz im niman uf Rines straume oder in disen landen wol gelichen mochte. Unde was he sang, daz songen di lude alle gern, unde alle meister, pifer unde ander spellude furten den sang unde gedichte. Von Liedern, die er sang, werden Anfänge angeführt: ‘Des dipans (d. i. diet-bannes = Preis der Menschen) bin ich ußgezalt’, ‘Man wiset mich armen vur

1) Das 13. und 14. Jahrhundert hatten die eigene Gattung der „Klopfan“ geschaffen, eine Art Neujahrswünsche (f. D. Schade, Weim. Jahrb. 2, 75). Das Lied bei Uhl. Nr. 328; Wunderh. 1, 33; Erf., Liederh. 325, der über dazu gemachte Melodie aus unserer Zeit Angaben macht. [E.-B. Nr. 915.]

2) Vgl. Hugo von Reutlingen, Flores musicae (Stuttgarter Litt.-Ver. Bb. 89).

di dure', ferner: 'Mei mei mei, dine wonnecliche zit menliche freude git, an (außer) mir; waz meinet daz?' und: 'Der untruwe ist mit mir gespelet.' Solcher liden unde widersenge machte he gar vil, unde was daz allez lustig (anmutig, schön zu hören). Auch ein Minnelied im Weidmannston wird aufgeführt (S. 74):

Di widerfart ich geuzlich jagen
daz prube (prüfe) ich jeger an der spor.
Hoho, si ist davor,
der ich so lang gewartet han.

Es sind kostbare Mitteilungen, die wir aus der Chronik erhalten: wir sehen, wie die Poesie mitten hineinreicht in den Ernst des Lebens.

Im 14. und 15. Jahrhundert bot der Krieg der Dichtung reichen Stoff: bei Fehden, auf Streifzügen und sonst wurden Lieder gesungen und „gepiffen“ (d. h. geblasen). So heißt es in Renners Chronik (a. 1363): da gardede grave Engelhardt von der Mark im Viehlande mit grootem volke und brande dar veele husen, darumme dat to Bremen ein leed op em gedichtet was.¹⁾ So hoch schlug man die Bedeutung eines Liedes an! Man fürchtete sich vor dem Schelten des Dichters, wie in den Tagen Walthers v. d. Vogelweide. Denn die öffentliche Meinung wurde damals von den Sängern gemacht, wie heute von den Zeitungen. Ebenso erzählt J. Lenz²⁾ aus dem Schwabenkriege (Östreichs gegen die Schweizer, am Ende des 15. Jahrhunderts) von den „Liedern [der Landsknechte], die sie in Schwaben und Elsaß weit und breit den Eidgenossen zu Leide sangen“; aus denen „hat sich dann endlich viel Jammer, Krieg, Brand und Totschlag erhoben“. Der Hohn in den Liedern des Bruder Veit (das war der Spottname, den die Landsknechte selbst mit Stolz führten) war oft geistreich, aber auch roh und giftig.

Reich entfaltet war das Liederleben im 16. Jahrhundert. Nicht bloß bei dem Volke, sondern bei Vornehmen, Grafen, ja Fürsten hatte es eine überaus hohe Bedeutung. Wie allgemein ein Lied bekannt war, auch nach der bloßen Melodie gleich allen erkennbar, dafür haben wir viele Zeugnisse. In der Zimmerischen Chronik³⁾ wird erzählt, wie in dem bairisch-pfälzischen Erbfolgekrieg (1503—1507) Landgraf Wilhelm von Hessen im Juli 1504 die Bergstraße heraufzieht und als er durch

1) Bremisches Wörterb. 2, 487.

2) Hilbebrand, Hist. Volkst. S. XXIII; Liliencron, Hist. Volkst. 2, 367.

3) 2, 253 (1869). Daran verweist dabei (4, 423) auf Rommel, Philipp der Großmütige 1, 462. Vgl. S. 61, Anm. 3.

seine kuntschafter erfahren, das der churfurst pfalzgr. Philips mit gar wenig kriegsvolk im schloz zu Haidelberg sich enthalte, hat er etlich veldtgeschutz, das er in der eil hin und wider ufgebracht, welches er die nacht seins gefallens gelegert. Des morgens frue gegen tag ist er mit seinen reutern und knechten uf dem berg, der dann geradt über den Necker gegen dem schloz und der statt H. gelegen, gehalten; do haben seine trommeter und herpauker mit dem tag ufblasen mueszen (den Morgengruß hinüber). Hernach hat er acht oder zehn falckenetle ins schloz zu H. in die gemach und die techer geen lassen (der „alte Churfürst“ muß in ein gewelb herab weichen, bisz der strudel furuber gewest), darauf die trommeter das lied plasen mueszen: hat dich der schimpf gerowen¹⁾ [also dem Fürsten wie dem Soldaten ein bekanntes Lied!]; hernach widerumb geschossen, und als er die abentheur lang getriben, ist er seins gefallens widerum abgezogen.

Es war sicher ein allgemein bekanntes Volkslied, das leider auch sonst nur anführungsweise genannt wird. Als 1525 vor dem Würzburger Schlosse, dem Marienberg, die Bauern endlich abzogen, da, heißt es in einer Chronik²⁾, war ein groszes frohlocken und schreien im ganzen schloz Marienberg; der thürner auf dem mittlern thurn blies den bauern das gemein liedlein: hat dich der schimpf gereuen, so zeug du wieder heim. So ward der fordere thürner herab auf die schüt geführt und blies den Wirzburgern den armen Judas: o Judas, armer Judas, ach was hastu gethan, wegen des Berhaltens der Würzburger. Alle Welt wußte natürlich, wie das Lied weiter ging.

In dem Liede³⁾ von Fritz Beck, Zeugmeister der Besatzung, ist der Bericht unklar, nur ungefähr:

Der thürner blies den Judas,
ach was hast du gethan!
es waren selzam laudes⁴⁾,
es lacht nicht iederman.
er blies: hats dich gerewet,
so ziehe wider heim.

1) d. h. Wenn dich der Spaß geärgert hat — in einem Liebesliede (16. Jahrh.) Wdh. ³2, 27. S. auch unten S. 61, Anm. 5.

2) Gropp, Samml. würzb. Geschichtsschr. 1, 130 (Anz. d. Germ. Mus. 2, 271). [S. dazu Hildebrand-Soltan 2, 238.]

3) Bei Wolff, Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen (1830) S. 258; Pflencron 3, 480 a.

4) S. S. 62 u. S. 63 (Jaudeßjagen).

Gradezu vermischend in einem andern Liebe¹⁾:

Man thet sich kurz besinnen,
die thürner müsten stan
hoch an einer zinnen,
die stat zu blasen an:
Hat dich der schimpf gerawen,
zieh heim, dir mag wol grawen,
man wüst dir nit vil trawen,
du hast deinem hern gethon
wie Judas der verzweifelt man.

Als Leipzig i. J. 1547 von Kurfürst Johann Friedrich belagert ward und er, nach mißglücktem Sturm am 26. Januar, unverrichteter Sache abzog, blies man ihm das Lied nach²⁾:

Zig hin, zig hin mit deiner beut,
ich halt, dich hat der schimpff gereut
lies man dem feind hoffieren (d. i. ein Ständchen bringen).
was du an uns gewonnen hast,
damit die schu thue schmieren, ja schmieren.³⁾

Ein anderes Gedicht⁴⁾ auf diesen Abzug Joh. Friedrichs bringt das Lied völliger:

Man schosz nach in mit freuden nu
und pfief in ein liedlein darzu:
Hat dich nu der schimpf gerawen,
so zeuch du es wider anheim
und klag das denn deiner frawen!

Auch in dem Liebe⁵⁾, wo die Belagerer selbst erzählen müssen:

Nun ziehen wir wieder davon,
den spott zum schaden müszn wir han,

1) Liliencron 3, 486 b.

2) Hildebrand-Soltau 2, 245; Liliencron 4, 401 b.

3) So Myrer 2475, 20 f. Der Hohn ist alt, z. B. swaz du daran gewonnen hast, daz striche eins mals an einen stein. Keller, Erz. 641; ähnlich abweisenden Hohn f. Haupt, Reih. 149. Als Wilhelm von Nassau 1593 ins Groningerland einfiel und Winknoten einnahm, erzählt ein Lied von den abziehenden Spaniern (de soldaten):

doen smeerden sy (die Ausreißer) ook seer net (glänzend)
haer schoenen wel met haesevet,
om dat sy sonden loopen des te bet

3. f. d. Phil. 1, 468 a.

4) Hildebrand-Soltau 2, 288; Liliencron 4, 410 b.

5) Bei Soltau 1, 386.

das liedlein hören wir singen:
wann dich der schimpf gerauwen hat,
zeuch heim zu deinen kindern.¹⁾

Als 1542 der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich und Landgraf Philipp von Hessen gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel vor Wolfenbüttel rückten, wurden sie gleich empfangen mit dem Liede durch den „Hausmann vom Thurm“²⁾:

Ein trömeter was in dem schlosz,
den das schieszen nich ser verdrosz,
er blies „on alles trewen“:
du magst wol ziehen wider heim,
hat dich der schimpf gerewen.³⁾

Der bittere Kampf wurde damals mit Humor behandelt!

Man antwortete sich auch auf solche Weise. So erzählt eine Quelle⁴⁾ von der Belagerung Würzburgs 1563: „Grumbach verordnete . . ., als es nunmehr fast finster, einen Trompeter auf die Brücke, der blies gegen dem Schloß, die darinnen zu schrecken und kleinnützig zu machen, das alt Duhlerliedlein:

Ist mir ein feines brauns Meydlein⁵⁾
Gefallen in meinen Sinn,
Ich hoff ich wolt heunt bei ihr sein —“

1) Der Reim singen: kindern war im Mittelhochdeutschen, in der Kunst der Meisterfinger unmöglich: so reimte man im 12. Jahrhundert. Man bedenke ja: alles wurde gesungen, auf den Tonvokal i kam es an; der Rhythmus ist frei, getragen von der Melodie. — S. auch Luther (v. J. 1523) bei Uhl., BL. 922: „der schimpf sie nu gerewet hat“. Das älteste Zeugnis für das Lied haben wir aus dem 14. Jahrhundert im Sempachliede (1386): den (d. i. den Östreichern, die die graufige Schlacht verloren) wart der schimpf ze sur (408) — nu ker du wide-rumb heim zu diner schönen frawen (409), d. h. berlinisch „bei Rattern“.

2) In einem Liede bei Ritterer, Hess. Jahrb. 1854, S. 123 (Vilencron 4, 193 a). S. Ranke, Deutsche Gesch. 3. A. 4, 223. Der Turm hieß der Hausmannsturm Bl. 4, 188.

3) S. Franck, Sprichw. 2, 88 b bringt unter 'Sero sapiunt Phruges' u. a.: „hat dich der schimpf gerewen, so zeuch du widerumb heym, singt man“. S. auch das Lied von der Belagerung von Sachsenhausen 1552 (Soltau 412).

4) Bei Gropp, Samml. würzburg. Geschichtsschr. 1, 256 (Anz. d. Germ. Mus. 2, 271).

5) Mit Mel.: E. F. Veder, Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte, Leipzig 1853 (2. Aufl.), 1, 12; es ist gleich als Ständchen gedacht, daher hier so passend. Böhme, Altd. Lb. 280. Vgl. Magdeburg mit seinem Wappen, die Jungfrau über den Thorzinnen, die einen Kranz darbietet — eigentlich trotzig dem Gewinner? (d. h. sie hat noch ihren Jungfernkranz). Bei dem 300jähr. Jubel-

d. h. ein nächtlicher Überfall wird gedroht, nur um die Nacht zur Angstnacht zu machen. „Aber unser Trompeter, dem sie ihnen zu antworten vergönnt war (d. h. der dazu die Erlaubnis einholte), blies hinwieder:

Hat mich gleich das Hündlein gebissen,
So hats mich doch nicht gar zerrissen,
Es hat mich lassen leben.“

Wie gut das Lied bekannt war, dafür zeugen politische Lieder aus dem 30jähr. Kriege, wo freilich gelehrter Geschmack einwirkte; darunter aber finden sich doch auch echte Soldatenlieder.

Der arme Judas war auch und lange in ähnlichem Gebrauch. Von den Bauern im Bauernkriege, als Georg Truchseß über sie kam, heißt es in der Heggbacher Chronik¹⁾: gleich an der gueten mitwochen (Osterwoche) wardent in „der arm Judas“.

O du armer Judas, was hastu getan,
Daß du deinen Herren also verraten hast?
Darumb so mustu leiden hellische Pein,
Lucifers Geselle mustu ewig sein. Kyrie eleison.²⁾

Nach Hoffmanns Ansicht ist „dies Lied ein Überrest aus einem alten Osterspiele³⁾, der sich im Munde des Volkes erhielt. Das Volk wirkte bei dergleichen Spielen mit, es mußte als Chor manches singen. Später wurde dann diese Strophe wieder neuen Liedern als Schluß angefügt.“ Er hat gewiß Recht⁴⁾, denn viel ist aus dem Theater ins Leben übergegangen; aber wie die einzelne Strophe in die Lieder kam, bleibt zu untersuchen. Nach Viliencron⁵⁾ aber ist es gar kein eigenes Lied, nur eine Strophe aus einem lateinischen Kirchenliede laus tibi Christe, dessen Schlußstrophe lautet⁶⁾:

festе (1880, Juni) der Vereinigung M.s mit Preußen reichte ein Bild der Jungfrau dem Bilde des Kaisers (oder des Gr. Kurfürsten?) einen Vorbeerkranz.

1) Baumann, Duellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben (1876) S. 290.

2) Bei Hoffmann, R. 230 aus Joh. Ott, Liederbuch, Nürnberg 1544; bei H. in 9 Zeilen, und zwar mit Recht, wie die Nachbildungen zeigen (Soltau 2, 221); sonst in Lieder eingefügt, f. 231. 233. Aus Hoffmann bei Böhme, Altd. Ab. 645 mit Mel. (auch Viliencron 227); vgl. dessen Betrachtungen (S. 646) vom Singen des Liedes. [Nun s. auch Erf.-Böhme Nr. 1963 und zu 1964.]

3) Vgl. armer teufel! — armer 'schächer'! die sicher von der Bühne des M. stammen. S. folgende Anm.

4) a. a. D. 231. Es müßte sich aber doch im Passionsspiele finden! Nichts davon Monn. 2, 231 ff. (armer Judas da!).

5) 5, 25 (mit Mel.).

6) [Erf.-Böhme Nr. 1964 Anm.]

o tu miser Juda, quid fecisti,
quod tu nostrum dominum tradidisti?
ideo in inferno cruciaberis,
Lucifero cum sociis sociaberis.

Aus Köln meldet Simrock¹⁾, wie die Kinder in der Karwoche, wenn sie eine Judaspuppe — eine Stroh- oder Strohpuppe an einem langen Stöckchen — verbrennen wollen, dazu ein Judaslied singen, wie es noch heißt, obwohl es von Judas nichts mehr hat.²⁾ Weil Judas der Verräter am 1. April geboren, gilt dies in Schwaben³⁾ als ein Unglückstag, wie der 1. August, an dem der Teufel vom Himmel herabgeworfen worden, und der 1. September, an welchem Tage Sodom und Gomorrha untergegangen sind. Von der Eifel berichtet Schmitz⁴⁾ von einem Judasjagen: „Am Morgen des h. Oftertages, wenn der Priester in der Frühe den dreimaligen Umgang um die Kirche gehalten hatte und in dieselbe wieder eintrat, pflegten die Buben an einer geeigneten Stelle in der Kirche ein Gepolter zu erregen, das Jaubesjagen genannt“, er findet darin das Erdbeben bei Auferstehung des Herrn. Das Osterfeuer heißt in Mergentheim das Judasverbrennen.⁵⁾

Am 26. Mai 1490 ließ Kaiser Max den dem Reiche trotzen Regensburgern⁶⁾ das Judaslied aufspielen, als er auf der Donau hinab an ihnen vorüberfuhr. In mancherlei Form lebte es weiter⁷⁾, als Weise für geistliche, oft auch für weltliche, politische Lieder.⁸⁾ In R. Stollers Erfurter Chronik (Bl. 314) findet sich ein „Armer Judas“ der Katholiken gegen die Lutherischen — „Ein D armer Judas von den neuen Christen“ —, süddeutsch, bairisch wie es scheint:

D jr viel armen Christen⁹⁾,
Was hand jr getan,
Das jr euch Priapisten
Hant so verfuren lan.

1) Rheinland. 2. Aufl. S. 346.

2) Erf., Bl., Neue Samml., Bd. 2, Heft 6, S. 44. Sie sammeln mit dem Liede Holz ein (Erf.) und brauchen Kassen dazu.

3) E. Meier, Aus Schwaben S. 395.

4) a. a. D. 1, 27.

5) Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 2, 62 (er citirt Panzer 213).

6) Die Stadt sollte durch Herzog Albrecht von Baiern dem Reiche entzogen werden. S. Villencron 2, 184.

7) S. bei Hoffmann a. a. D. 231.

8) Soltau 2, 221.

9) Das gesperrt Gesezte aus dem Vorbild beibehalten.

Darumb muest jr noch leiden
 Bil hellische Pein,
 Sanct Peters Schiffla meiden
 Falt in das mher hinein —

d. h. fällt der neuen Sindsflut anheim, in der die andern gerettet werden —

Kyrie eleison.

Aber auch Luther parodierte das Lied in seiner Schrift gegen Hans Worst (Herzog Heinrich von Braunschweig): „Ach du arger Heintze, Was hast du gethan, daß du viel frommer Menschen durchs Feur hast morden lan . . . Kyrioleis.“ Es folgt eine zweite Strophe gegen die Papisten; am Schluß meldet er in Kampfstimmung: „Wenn ich dis Liedlein ein mal vol mache, wil ich dem zu Weinz seine Leisen (d. i. Kyrieleison, hier s. v. a. Trugslied) auch finden.“¹⁾ Solche Lieber gingen wie ein Lauffeuer durchs Land.

Zur Zeit des Schmalkaldischen Kriegs droht ein Lied von Jörg Lang von Simelbrunnen den Reichstädten, „Ein new gut Kayserlich Lied In dem thon: O du armer Judas, was hastu gethon“²⁾: Weh euch, jr armen reichstett u. s. w. Den Böhmen droht ein Lied von 1620: O ihr arme Böhheimb, was habt ihr gethon.³⁾ Friedrich von der Pfalz wird verhöhnt: „Lamentatio über den König in Böhmen . . . im Ton O du armer Judas u. s. w.“⁴⁾:

O du armer Winterkönig,
 Was hastu gethon,
 Daß du so gar widerspännig
 Dem Kaiser nimmst die Kron u. s. w.

Eigen in Str. 11:

Die Pfaffen hastu in Harnisch bracht,
 Nicht mehr bringst du sie raus,
 Bis sie dir han den Garaus gemacht
 Und kommst in nobis Haus (d. i. die Hölle).
 Dem armen Judas mußt du singen
 Gar bald, mein lieber Friez,
 Vielleicht gar über die Klinge springen
 Dich wird brennen die Hiez (d. i. die Hölle),

1) Luther 7, 430 b (Zena 1562); auch bei Viliencron 4, 175.

2) Hildebrand-Soltau 2, 221.

3) Heyse, Bücherfisch der d. Nat.-Lit. des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 1338.

4) Opel u. Cohn, Der 30jähr. Krieg S. 61.

b. h. er soll singen: „O ich armer Judas u. s. w.“; that das etwa auch der Judas im Spiel? Denn den, nicht nur das Lieb, hatte man wohl damals noch vor Augen dabei.¹⁾

Überraschend und schwer begreiflich für uns ist, daß selbst Fürsten fangen, anders als aus Lust und zum Vergnügen. So erzählt die Zimmerische Chronik (4, 9) vom Herzog Ulrich von Württemberg, als 1519 der schwäbische Bund wegen der Bergewaltigung von Reutlingen u. a. gegen ihn aufstand und er entweichen mußte: Wie er mit wenig pferden (d. i. kleinem Gefolge) dem punt user dem lande entritten, hat er under aller seiner parschaft und klainotern nit mer dann 1500 guldin an goldt in aim sack mit darvon genommen . . . und als er zu Tubingen ueserm schlosz gewichen, hat er über laut und frölichen gesungen: Ker wider glück mit freuden!²⁾ darbei gesagt, er wisz, gott werd in nit verlaszen, sonder werd im widerumb zum landt verhelfen.³⁾ Welch großer Sinn! In so wichtigen Augenblicken ermutigt der Herzog sich und sein Gefolge durch ein Lieb. Er singt aus tiefem inneren Bedürfnis, nicht aus Eitelkeit oder sonstwie; das eben ist kindlich. Es wird im Lande weiter erzählt und ermutigt auch seine Anhänger. Wer jetzt vor andern singen will, muß viel Kunst zeigen. Das war früher anders; da kam es darauf an, was man sang, und man sang es einfach und natürlich, kunstlos um seinem Gemüte Lust zu machen: Es erinnert an das Singen von Fürsten im 13. Jahrhundert und an das Dichten der Fürsten im 16. Jahrhundert, die emporgetrieben von der gewaltigen hochwallenden Bewegung der Reformationszeit Kirchenlieder und religiöse Gesänge dichteten.

Als Johann Friedrich der Großmütige im Mai 1552 aus seiner Gefangenschaft in Innsbruck entlassen wurde, brach er (früh um 2 Uhr) auf mit seinem Hofstaat, darunter Lukas Cranach, der, damals schon ein

1) Anfangs ist der arme Judas sehr eintönig, aber bald packt die Melodie. Die ganze Art ist geistlich: die Melodie arbeitet nur mit vier Tönen und weist am Schlusse gleichsam in das Düstere der Hölle hinaus. Der Schluß Kyrie eleison stellt es unter die Gattung des Lamentabile. (Im 16. Jahrhundert noch zweistimmiger Gesang, erst im 18. kommt der vierstimmige auf. Tenor noch damals führend, nicht Diskant.)

2) Es war das kein eigentliches Volkslied, mehr ein halbgelehrtes Gesellschaftslied, aber im Volksliedton gehalten. Die Vorstellung, die darin waltet, ist ganz volkstümlich. — „Glück“ d. i. Fortuna, die er ansingt und anruft.

3) Die Mel. f. Ziliencron 5, 68 (künstlich, mit Melismen):

Ker wider, glück, mit freuden
Und jag unfal von mir — (Mones, Anz. 8, 363.)

ein Liebeslied, aus Bergreyen; vollständig bei Schade, Bergr. S. 132 (Weimar 1854). [Erl-Böhme Nr. 1662.]

Hildebrand, Geschichte d. dtshn. Volksliedes.

70jähriger, die Gefangenschaft mit dem Fürsten teilte; sie ziehen fort „mit fröhlichem Herzen, sonder einige kaiserliche Begleitung; er hatte seine goldnen Ketten und Ringe wieder angelegt, saßen auf dem Wagen und lobten Gott und folgten der kaij. Maj. desselben Tages ganzer 7 Meilen Wegs bis gen Sterzing“.¹⁾

Ebenso sangen städtische Herren. Von Rottweil, damals eine mächtige Reichsstadt, erzählt die Zimmerische Chronik (3, 351): Sie haben ain weber bei inen, haiszt . . . , der hat ain lied von iren groszen thaten gemacht (also ein Ehrenlied, wie es die Fünfte u. dgl. besaßen²⁾), oder ein städtisches „Nationallied“) und wie wol sie bei dem reich sich gehalten. Das wirt (Hf. wurt) vilimals uf der herrenstuben gesungen, gleichwol nit one klain fastidio der gest und frembden zu hören, da sich auch zu zeiten begibt, das die zuhören müssen, dessen vorelter (so!, d. h. deren Voreltern) sie vor jaren ir schlosz ingenommen und zerbrochen haben — also von hohem Adel, der in die Herrenstube zu Gaste kam. Im Jahre 1423 veranlaßte Rottweil die Zerstörung von Hohenzollern, zerstörte früher schon die Feste Bern, 1449 Hohenberg an der steilen Wand des Heubergs.³⁾ Hatten doch die Rottweiler dafür von einem Spottliede⁴⁾ zu leiden, dem sogen. Hasenliede. Ihr freies Jagdrecht, die frei gepürs, dem sich die Herrschaft Schramberg widersetzte, wollten sie einst gegen diese mit Gewalt ausüben und zogen 500 Mann stark aus (die Schramberger hatten schon gedroht, wie sie mit den schmerschneidern und sichel-schmidern, wenn sie sie in ihrem Forst beträfen, umgehen wollten). Die Chronik erzählt, wie einer, Heintr. Scherrer, von seiner jungen Frau und Kind schmerzlichen Abschied nimmt. Sie haben aber dabei nur zwei Hasen gefangen, wie es die feudaltendenzlose Zimmerische Chronik mit viel Behagen erzählt: als sie aber wol in forst hinein mit irer zugeordnung kommen, do hat ainer under inen, genant der lang Jörg, mit seinem laut klapperenden harnasch zwen hasen uftriben. das hat ain groszen desordre underm haufen geben. Darauf erschrecken sie im Nebel vor einer Vieh- und Roszherde (von ihren eigenen Dörfern!), die sie auf einer Höhe vor sich sehen und im Nebel für den starken

1) M. B. Lindau, L. Cranach, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Leipzig 1883. S. 397.

2) Vgl. D. Schade, Die deutschen Handwerkslieder.

3) Uhländ, Germ. 1, 332.

4) Vgl. S. 58 von solchen politischen Spottliedern, die wie unsere Zeitungen wirken. — In den Kämpfen zwischen Braunschweig und Herzog Heinrich Julius (1603) ließen die Stadtbürger auf der Leipziger Messe von einem geworbenen Sänger ein Spottlied singen, wogegen der Herzog vom Leipziger Rat ein Verbot erwirkte.

Feind halten, und kehren um, mit den zwei Hasen zufrieden; wer lust zum fechten (habe), der mög mehr leut holen, damit man den keilen stark genug sein könnte, meinten die Hauptleute. Von solchem sorglichen jagen und waidwerk derer von Rotweil, auch der groszen überstanden not, da haben die speivögel ein lied gemacht, das thuet den Rotweilern zorn . . . dasz offenlich verboten worden solch lied zu singen. Der Bericht schließt mit Erzählung von Fällen, wie man Auswärtige, die es sangen, festnahm und strafte (Zimm. Chron. 3, 378—380).

Auch adelige Frauen sangen und — machten die Lieder sich selber: bei unserer vätter zeiten haben wir im schwebischen kraiss auch ain furnemen gehabt vom geschlecht dessen namen mit fleis verschwiegen wirt (also ein Graf von Zimmern!), der nam in seinem alter ain junge gaile (d. h. lebenslustige) grefin. aber das ochsen- und kalbfleisch mocht bei ainandern nit gesieden, und wiewol ire kinder bei ainandern, dessen sich vil verwunderten, so sahe doch die guet fraw (d. h. gelangweilt) etwan zum fenster hinaus, dann sie iren herren ungerm het genommen, macht newe lieder von andern, die sang sie, damit vertrib sie ir lange zeit, insonderheit da sie die flöch bissen. (Zimm. Chron. 3, 130.)¹⁾

In einem niederdeutschen Liede von 1531, das Christians II. Kriegszug von Holland aus zur Wiedereroberung Dänemarks behandelt, nennt sich zuletzt der Dichter:

De uns dit nie ledtlin (Liedlein) sank,
 Meinrt vam Hamme is he genant²⁾,
 de heft ('t) gar wol gesungen;
 he drinkt vel lever den rinschen kolden win
 alst water ut dem brunnen,

dies im Stil der knaben, die die Träger des Gefanges waren und des freien lustigen Lebens, in Frieden und Krieg etwa unser „junge, frische Kerle“. Der Meinhard von Hamm aber ist nachgewiesen³⁾ als Landsknechtshauptmann, der Hauptmann also zugleich Dichter und Sänger für seine Leute, ihr Führer in der Schlacht und im Gesange. Es ist ein alter Gedanke, daß der Fürst in allem der Beste sein sollte, „zugleich

1) [Vgl. Fischart, Flöh Kap 1594: „Und wann sie einen (Flöh) ergriff, Der Denzenauer sie ihm pffiff“; f. E.-B. 2, 50.]

2) sank: genant ein Reim, wie im 12. Jahrhundert; Gleichklang und Zwieklang zusammen, damals mit Bewußtsein angewendet. S. oben S. 61, Anm. 2 [und Hilbrand, Beiträge S. 172 ff.].

3) S. Hilbrands hist. VL. S. XVI (Visiencron 4, 46, der von H. S. Ermittlung keine Notiz nahm); auch im Antwerpener Liederb. v. 1544 (Hor. belg. 11, 278. 284).

ein Sänger und ein Held¹⁾, wie einst Taillefer, der bei Hastings das Rolandslied sang, und unser Theodor Körner. Was Musik in der Gefahr für Kraft giebt, alle Kräfte sammelt und hebt, zeigt die Kriegsgeschichte. Man denke an die Sachsen bei Kesselsdorf (1745), an die Marseillaise in den Revolutionskriegen und das gewaltige Schlachtlied des amerikanischen SeceSSIONskriegs mit dem Refrain Glory hallelujah. Man sang die Lieder, wenn es in die Schlacht ging, um Mut zu machen und den Sieg so vorwegzunehmen. Am meisten aber wirkte da selbstgemachte Musik, der Gesang.

-
- 1) Vgl. Ther Kuning reit kuono,
 sang liod fráno
 joh alla saman sungun
 kyrie leison!

Das war das Kommando zum Angriff in der Schlacht, in der König Ludwig III. bei Saucourt 881 den Sieg gewann; wie jetzt Hurra auf den Feind zu gehn kommandiert wird. Dies Hurra ist ein letzter dünner Bodensatz des alten Schlachtgesangs.

Vierter Abschnitt.

Kurzer Überblick über die Litteratur und die Überlieferung des älteren Volksliedes.

1.

Auf einige Vollständigkeit ist bei diesem kurzen Berichte durchaus verzichtet, nur was den Hörern dienen kann, einem etwaigen Interesse daran weiter nachzugehen, soll erwähnt werden. Von Litterarhistorikern ist Goedeke am thätigsten für die Litteratur des Volksliedes in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen“. ¹⁾ Als leicht zu erwerben ist zu empfehlen: Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes ²⁾, — aus Vorlesungen hervorgegangen, wie seine Litteraturgeschichte; es giebt eine Auslese von Liedern in 3 Gruppen: Historische Volkslieder, Liebeslieder, Lieder der Geselligkeit, mit verbindendem Texte, der den Wert und das Verständnis der Lieder zu gewinnen strebt. ³⁾

Kleinere Sammlungen zerstreut schon bei Herder 1778 ff., Eschenburg im deutschen Museum von Voie, Nicolai seyner Kleiner Almanach 1777 ff. Docen in den Miscell. zur Gesch. der teutschen Lit. (1807) 1, 247 ff. 2, 239 ff.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von Achim v. Arnim und Clemens Brentano (Heidelberg) 1806. 1808.

1) Hannover 1859. 2 Bde. 2. Aufl. (seit 1884) fortges. v. E. Göke; insbesondere Bd. 2, S. 23 ff. (Liederbücher, Lesebücher, Liederfassungen u. s. w.).

2) Zu Marburg in Hessen 1867. VII u. 240 S. 2. Aufl. 1879.

3) [Dem ist nun u. a. zur Seite getreten: Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Herausgegeben von Rochus Freih. v. Biliencron. 1884. Von vielen für den weiteren Kreis der Gebildeten berechneten Handbüchlein sei genannt das von J. W. Bruhier, Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksliedes. Leipzig 1899. Der Verf. erfüllt auch die Forderung, die wohl H. im Lit. Centralbl. 1866, Nr. 30, Sp. 800, in einer kurzen Anzeige von A. W. Grubes Deutsches Volksliedern erhob, nach „ethischer Wärme, die ja hier mit zu den Werkzeugen wissenschaftlicher Arbeit gehört.“]

1819. Neue Ausgabe. 1845—1854.¹⁾ Der 4. Bd. von L. Erf. (Vgl. zur Geschichte des Wunderhorns Hoffmann v. F. im Weim. Jahrb. 2, 261 ff.)

Zum Glück kam früh ein vor allen Berufener über das Volkslied, ein Dichter und Patriot und Wissenschaftsmann, dessen reiferes Jünglingsalter in die Zeit der Erneuerung der Nation unter dem Drucke der Fremdherrschaft fiel — schon 1807 ließ er eine Bearbeitung von Bruchstücken aus dem Heldenbuch drucken — und der die Ausführung des Programms, Entwurfs unserer Erneuerung und Verjüngung auf sich nahm, soweit es ein Dichter und Forscher thun kann — Ludwig Uhland.

Erst nach seinem Tode ist ganz klar geworden, in welchem hohem Grade er zugleich Forscher war in unserer Wissenschaft, die das Leben und das Herz des Vaterlandes, der germanischen Nation im weitesten weltgeschichtlichen Sinn zum Ziel hatte — klar geworden aus den nachgelassenen Schriften: Zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1865 ff.

Er selbst bezeichnet schon i. J. 1812, in einem Briefe an Ferd. Weidner, sein wissenschaftliches Streben so²⁾: „Wenn ich irgend Muße und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder; im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar.“ Er suchte wie gesagt das Herz des germanischen Wesens geschichtlich, wie in der Heldensage, so in der Dichtung, besonders in der Volksdichtung. Er hat dafür fast sein Lebenlang gesammelt und geforscht. Es galt, die ersten Quellen, soweit und wie sie noch zu haben sind, aufzufinden und aufzudecken. Daher Reisen („Liederfahrten“ Pfeiffer, Uhlands Schriften 3, VI) den Rhein entlang 1835, die Donau hinab bis Wien 1838, nach Straßburg, Zwickau, Berlin; es galten „fast alle seine jährlichen Ausflüge und Reisen der Erreichung dieses mit seltener Beharrlichkeit verfolgten Ziels, und man darf sagen, daß es von den Alpen bis zur Nordsee kaum einen, hierfür irgendwelche Ausbeute versprechenden Ort giebt, den Uhland nicht auf längere oder kürzere Zeit besucht hätte“ (Pfeiffer a. a. O.).

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen herausg. von L. U. 1. Bd. (in 2 Teilen) Liederammlung in 5 Büchern, erste Abt. 1844. 2. Abt. 1845. 1055 S. 2. Ausg.

1) [Vgl. Beilage Nr. II, 2.]

2) Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde zum 26. April 1865, als Handschrift gedruckt. Im Buchhandel: L. Uhlands Leben, aus dessen Nachlaß und aus eigenen Erinnerungen zusammengestellt von seiner Wittve. Stuttgart 1874. S. 83.

(unverändert) 1881. Goedeke (Grundr. ¹ 129) nennt diese „Sammlung der ächtesten Volkslieder nach den ältesten Texten in musterhaft kritischer Behandlung ein ehrenvolles Denkmal deutschen Fleißes und richtigen Tactes, das beste Quellenwerk über das d. VL. bis zum 30jährigen Kriege; enthält 365 Lieder, viele in mehrfachen Fassungen.“ Die Kritik läßt freilich doch hier und da zu vermissen übrig; eine streng philologische Nacharbeit wird sich einmal nötig machen. Das Übelste war, daß er zur Ausarbeitung der Anmerkungen nicht kam, die u. a. auch die eigentl. philologischen Zuthaten bringen sollten, und der Abhandlung, welche über das Wesen und Leben des Volksliedes endlich eine wissenschaftliche, von einem philologischen Dichter kommende Beleuchtung all der Schwierigkeiten gebracht hätte und erwarten ließ. Schon i. J. 1842 hat er Venau daraus vorgelesen, wie dieser nachher Kerner erzählte („Ludwig Uhland“ S. 299) und über die Bedeutung der Arbeit sich tiefbedeutend aussprach: „So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volkslied viel wert. Es ist wieder Naturboden . . . man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein.“

Die Anmerkungen, eine kostbare Fundgrube, sind 1869 erschienen im 4. Bd. der Schriften, bearbeitet von Pfeiffer, vollendet von Holland. Uhland hat dazu bis in seine letzten Jahre nachgesammelt; sie geben die Quellen, die Varianten, Erklärung schwieriger Stellen und oft „Vergleichung aus der Litteratur des VL. der verschiedensten Sprachen in überraschender Fülle“ (Holland S. IV) — aber leider nicht für alle Lieder.

Die Abhandlung über die deutschen Volkslieder 1866 bildet den 3. Bd., über den sich der Herausgeber F. Pfeiffer (S. XI) so äußert: „Hier haben der Gelehrte und der Dichter sich verbunden, um ein Werk zu schaffen, das in unserer Litteratur, und ich glaube nicht in unserer allein, seines Gleichen nicht hat; denn noch niemals ist die Volkspoesie mit solcher Gründlichkeit und Tiefe, mit so viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in so vollendeter Form dargestellt worden.“ Es ist vom Entwurf nur etwa die Hälfte ausgearbeitet (S. VIII), aber das Wichtigste, in vier Kapiteln: Sommer und Winter, Fabellieder, Wett- und Wunschlieder, Liebeslieder. In der Einleitung handelt Uhland vom Werte der Überlieferung (S. 6), sodann von den Zielen und Wegen der nötigen Forschung (S. 7) und vom Begriffe des Volksliedes (S. 11).

Nach Uhland hat einen großartigen Versuch gemacht, die Lieder musikalisch wieder vorzuführen Ludwig Erk: Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigentümlichen Melodien. Berlin 1856, in größtem 4^o.

Diese Sammlung, auf dem Titel nicht, aber S. VI als der 1. Bd. bezeichnet (die Ankündigung verhiess drei), ist das Ergebnis mühevoller Sammlungen und Vorarbeiten, mit dem Ziele, „das W. der Tradition herzustellen, durch besondere Ergründung des Melodischen herzustellen“ (S. VII). Die älteren Lieder sollten dem folgenden Bande bleiben, aber schon hier viele alte als Erklärer der neueren.

Gleichfalls eine wesentliche Ergänzung des Uhländischen Werkes durch einen trefflichen Kenner der Musikgeschichte ist: *Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. Leipzig 1877. LXXII u. 382 S.* [Vergl. hierzu die in den Beilagen Nr. II, 1 wieder abgedruckte Anzeige Hildebrands im Archiv für Lit.-Gesch. herausg. von Schnorr v. Carolsfeld. Bd. VIII, S. 147 ff.¹⁾]

2.

Woher haben wir die alten Lieder? wie bezeugt sind sie an uns gekommen?

Aus dem Munde der Singenden natürlich nicht — und doch hat Umland auch solche: „Eine größere Zahl von Liedern, wie sie im Münsterlande gesungen werden, hat Fräul. Anna v. Droste-Hülshof aus eigener Erinnerung für mich aufzeichnen lassen, wovon drei Stücke älteren Stils meinem Buche zur Zierde gereichen“ (S. 980), z. B. *Et wassen two künigeskinner* (Nr. 91), das seitdem in viele Sammlungen übergegangen ist.

Für Erkenntnis des alten Volksgefängs ist der neuere eine Hauptquelle, nur freilich eine getrübt, aber vielfach selbst die einzige, ja oft noch die beste, weil die alten Sammler und Drucker durchaus nicht unser litterarisches und ästhetisches Interesse an den Liedern hatten. Wenn ein heutiger Sammler im 15., 16. Jahrhundert hätte sammeln können, er würde vielfach ganz andere Lieder zur Aufzeichnung gebracht haben, als die durch die zufällige Gunst der Umstände wirklich dazu kamen.

Eine zweite Quelle ist gleichzeitige handschriftliche Aufzeichnung, selten auf einzelnen Blättern, z. B. Chroniken eingefügt, auf Vorsatz- oder Schlußblättern anderer Werke — häufiger in Sammelhandschriften,

1) [Genaueres über die Litteratur bei Franz M. Böhme, *Deutscher Lieberhort. Auswahl der vorzüglicheren Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk u. s. w., neu bearbeitet und fortgesetzt von F. M. B.* 1. Bd. 1893. LX u. 656 S. 2. Bd. 800 S. 3. Bd. 1894. 919 S. (In 15 Büchern 2175 Arn.) und John Meier im 2. Bd. von Pauls *Grundriß der germanischen Philologie.*]

d. h. Bänden, in denen sich ein Bücherfreund, eine Familie oder dgl. eine kleine Bibliothek gleichsam in einem Bande anlegte. Aber das eigentlich volksmäßige tritt auch darin nur beiläufig, zufällig auf, vorherrschend sind Poesiestücke des augenblicklichen Modegeschmacks oder politischen Zeitinteresses. Ein Beispiel ist die sog. Val. Hollsche Hf., die Umland benutzte (Bl. 973), von einem Val. Holl wahrscheinlich zu Augsburg 1524—26 zusammengetragen, in Fol., „enthaltend weltliche und geistliche, volksmäßige und meistersängerische Lieder, Sprüche, Schwänke, größere Volksbücher (Amis, Apollonius, Pfarrer von Kalenberg, Schiff von Narragonia), nebst Predigten, Gebeten u. s. w.“, jetzt in Nürnberg in der Merkelschen Familienbibliothek.¹⁾

Die Hauptquellen sind Drucke, am reichsten aus dem 16. Jahrhundert, nur wenige schon aus dem 15. Jahrhundert.²⁾ Zuerst die sogenannten fliegenden Blätter oder Flugblätter: der Name ist neu, wie Volkslied, hat aber jetzt die Geltung eines wissenschaftlichen terminus technicus gewonnen. Er ist dem Französischen entnommen, *feuille volante*³⁾, wie man sie z. B. in den Straßen verkauft, besonders politische „Flugblätter“ (vgl. „Flugschriften“). So, als Flugschrift, im Gegensatz zu periodischen Schriften, fliegende Blätter z. B. 1796 in Fr. H. Bronners Leben 2, 335, schon bei Rabener (Sat. 4, Borr. 3^b, 1755), wo er sich gelobt, satirische Schriften künftig „weder in monatlichen noch in fliegenden Blättern“ weiter bekannt zu machen; auch Lessing (12, 503) von seinen Streitschriften gegen Goetze, Lavater Ausichten 7, VII, Literaturbriefe 21, 181. Man sagte auch flüchtiges Blatt, z. B. Lessing 9, 107, ebenda *folium fugitivum* aus Fabricius bibl. Graeca, wie franz. *feuille* oder *pièce fugitive*; vgl. *poesies fugitives* als galante Modesache in Nicolais Seb. Nothander 1, 162. Im heutigen Sinne scheint flieg. Blatt von den Romantikern eingeführt, z. B. Chamisso braucht es 1809 (5, 241).

Der alte gewöhnlichste Titel derselben war im 16. Jahrhundert wie heute: Schöne oder hübsche neue Lieder⁴⁾; es waren darin besonders

1) Andere Hdschr. Liederbücher aus dem 16. Jahrhundert bei Umland, Bl. 974, in Weimar v. J. 1537 (Weim. Jahrb. 1, 101 ff., niederl., nur einiges hochd.), Vocheimer Liederb., Dresdner Cod. M. 53 (Pilsencron 5, 3. V.), f. bei Böhme, Alt. B. 771 [nun auch Erf.-Böhme 1, S. XVII ff.; Goedeke-Göthe a. a. D. S. 25 ff.]

2) Eine gründliche Bibliographie dieser Litteratur ist noch zu liefern, aber mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft; einen Anfang machte Emil Keller. [S. Erf.-Böhme 1, S. XXV ff.]

3) *feuille* ist aber auch Bogen, daher auch fliegender Bogen, z. B. Lessing 3, 443.

4) S. z. B. Goedeke, Grundr. 1 239. 238. 240 (mehr meistersängerisch als volksmäßig), 2. Aufl. 2, 258 ff.

gewisse Druckereien thätig¹⁾, in Leipzig z. B. noch im Anfang des 17. Jahrhunderts ein Nicol Kerlich, sonst besonders in Straßburg, Basel, Augsburg, Nürnberg (Uhl. 979, er nennt sie Flugblätter), teils als offene Foliobogen, teils in Quart²⁾, meist schon in Oktav (Uhl. das.), d. h. als Taschenformat, wie auch Volksbücher.

Davon sind auch schon damals Sammlungen von Liebhabern gemacht worden, und diese haben uns das Meiste davon bewahrt.³⁾

Aber auch gedruckte Lieder Sammlungen kennt das 16. Jahrhundert schon, von denen wir nur teilweise Kenntnis haben.⁴⁾ Die älteste bekannte (d. h. ohne Noten) sind Bergkreyen, ein damals bei Buchhändlern und Käufern gangbarer Titel; die älteste bekannte Zwidan 1531 u. 1533, lange eigentlich nur aus Anführungen, besonders aus Uhlands Anführung nach dem Katalog der Zwidauer Gymnasial-, vormaligen Stadtbibliothek bekannt (Uhl. 977), nun aber wieder dort vorhanden. Auch in Nürnberg bei Kunig. Hergotin um 1534 erschienen⁵⁾ „Bergkreyen, etlich schöne Gesenge, newlich zusammen gebracht, gemehret und gebessert“, 1854 neu herausg. von D. Schade (Weimar, Böhlau 12^o), nach dem vielleicht einzigen Exemplar der Weimarer Bibliothek.⁶⁾

Von einer Frankfurter Sammlung, dem sog. Frankfurter Liedsbuch⁷⁾ in Klein 8^o kennen wir außer einer Ausgabe von 1599 auch eine von 1582⁸⁾, keine frühere, aber schon diese bezeichnet sich als stark vermehrt — die Bücher sind eben allermeist aufgebraucht worden.

Ältere Sammlungen der Art nennen sich Reuterliedlein⁹⁾,

1) Selten mit gedruckter Melodie, zuweilen ist sie handschriftlich hinzugefügt (Vilencron 5, 2).

2) damit man sie auch ankleben konnte.

3) Uhland (Uhl. 979) nennt welche, besonders und genauer Goedeke, Grundr. ¹ 131. 2. Aufl. 2, 26 ff. [und Erf.-Böhme 1, XVII ff.].

4) Bei Snellaert, Einleitung zu Willems Oude vlaemsche liederen (Gent 1848) sind 415 n. l. gedruckte Liederbücher verzeichnet (Weim. Jahrb. 1, 101 f.).

5) Was aber nicht angegeben, sondern von Schade geraten ist (f. S. VII seiner Ausgabe).

6) Von 1—38 alphabetische Ordnung, von da bis Nr. 58 nicht, sodasß jenes die Grundlage ist, d. h. eine frühere Auflage, was Schade aber nicht darin erkannt hat (S. VII); er meinte auch, auf das „gemehret“ auf dem Titel sei nicht viel zu geben (S. V).

7) „Liedsbüchlein, darin begriffen sind 262 allerhand schöner weltlicher Lieder, allen jungen Gesellen und züchtigen Jungfrauen zum neuen Jar in Druck anfertiget, Aufs neuw gemehrt mit viel schönen Liedern, die in den andern zuvor aufgefundenen Drucken nicht gefunden werden, Gedr. zu Fr. a. M. 1584, bei Bassäus.“ Eins nennt sich Das große Liedsbuch, Nürnberg. 1593; f. Goedeke ¹ 127, und noch eins Frankfurt. 1599 (128).

8) Ambrascher Liederbuch, herausg. v. J. Bergmann.

9) z. B. Frankfurt 1535; nicht erhalten nach Goedeke ¹ 123; f. aber 2. Aufl. S. 31 f. [Über „Gassenhauer“ f. Grimms D. Wb. u. d. Worte.]

Gassenhauerlein¹⁾, Gassenhawer und Reuterliedlein²⁾, Grassliedlein.³⁾

Am zahlreichsten erhalten und für uns am ergiebigsten, freilich zum Teil nur mit den Anfängen, sind Sammlungen mit Noten, die älteste Augsburg 1512, wonach schon zu erkennen, daß sie aus dem Volkskreise heraustraten; sie treten schon in die sogen. Gesellschaftslieder über, sie sind auf modischen Kunstgesang berechnet, denn sie sind fast durchwegs mehrstimmig, für jede Stimme mit besonderem Bande⁴⁾, bearbeitet zum Teil von namhaften oder berühmten Musikern, wie Orlando di Lasso (München 1569 ff., fünfstimmig).⁵⁾ Die Titel verraten zum Teil den Geist, wie z. B. Musicalischer Zeitvertreiber (Nürnberg 1609)⁶⁾, Musicalischer Studentenmuth (Nürnberg 1622), Venusglöcklein (Zena 1610), Venusblümlein (Nürnberg 1611), Venusstränzelein (Zena 1610)⁷⁾, offenbar für studentische Kreise, selbst ein Duodlibet „Newer Grillenschwarm“.⁸⁾

Am gehaltvollsten an Volksmäßigem sind die älteren, besonders Forsters frische Liedlein⁹⁾ Nürnberg 1552 ff., zuerst dabei selbst als „Ein aufzug guter alter und newer Teutscher liedlein, einer rechten Teutschen art, auff allerley Instrumenten zu brauchen“ — ist das schon Opposition gegen fremde Musik?¹⁰⁾

Die volksmäßigen Lieder darin aber werden leider sehr oft nur mit der 1. Strophe angeführt, weil sie bekannt waren (Uhl. 979); überhaupt wissen wir von einer Menge von Liedern nur die erste oder ersten 2 Zeilen, als Tonangaben erhalten.¹¹⁾

1) Goedeke¹ 124. 2. Aufl. 31 f.

2) Uhl. 1011. 979.

3) Uhl. 979; von der Bedeutung des Namens Goedeke 123, ungefähr f. v. a. franz. pastourelles.

4) Gewöhnlich in Querquart.

5) Aufzählungen bei Goedeke¹ 123 ff. 2. Aufl. S. 26 ff. 45 ff., auch bei Hoffmann, Gesellschaftslieder („Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts“ Leipzig 1844, 2. Aufl. 1860) X ff.

6) Musicalisch Kurzweil Nürnberg 1611.

7) In Zena schon 1586 ein collegium musicum aus Studenten, der Vater der heutigen Rosenkonzerte, 1770 erneuert.

8) S. Goedeke¹ 129; 2. Aufl. 44.

9) Er bemühte sich um die echten Texte, oft vergebens (dann machte er sich neue), warf auch welche als ungereimt weg; f. Hoffmann, Gesellsch. VIII Anm.

10) Vgl. von französischen Melodien im 16. Jahrhundert Goedeke 199, von italienischen 123 (freilich später); f. nach 1600 Hoffmann a. a. O. VIII fg. — Vollständige Sammlungen sind höchst selten, f. Uhl. 978.

11) Eine Sammlung solcher Tonangaben im Anz. d. Germ. Museum zu Ziliencron's hist. Bl. im 5. Bde., d. h. „Nachtrag“. Nun Böhme, Vtd. Bb. 810 ff., weltliche Melodien geistlich benutzt.

Proben des älteren Volksliedes.

Fünfter Abschnitt.

Kranzsingen.

Von altgriechischer Sitte, öffentlich vor allem Volke um Preise zu singen, weiß jeder, und wie die Anerkennung der singenden Kunst einfach in einem Reis oder Kranz ausgedrückt wurde. Daß es aber auch in unserer Vorzeit bestand als selbstentwickelte Blüte des germanischen Lebens und Geistes, ist der öffentlichen Meinung meist unbekannt, höchstens vom Wartburgkriege her ist etwas davon ins Land gedrungen.¹⁾ Aber die schöne Sitte war eben damals, als das antike Leben in gelehrter Totenerweckung unser eignes Leben überschwemmte, auch bei uns noch in voller Übung, sicher aus uralter Zeit her, als selbständige Blüte deutschen Volkstums. Es finden sich davon ältere Spuren, die gegen den Verdacht der Nachahmung sicher sind.

Ein Blick auf die Sitte des Kranzsingens kann uns mitten in die alte vollkommene Gestalt des Singens, ins volle Volksleben einführen und „dem Mittelalter ins Herz sehen lassen“²⁾, uns hinführen zu heitern Dingen, auch in dem ernstesten 16. Jahrhundert.³⁾

In seinem 1534 in Tübingen erschienenen Weltbuch berichtet Sebastian Frank⁴⁾, daß drei Tage vor Himmelfahrt die Kreuzgänge, d. h. Flurbegänge, stattfanden.⁵⁾ Den in Franken dabei üblichen Brauch beschreibt er folgendermaßen: die drei tag vor dem auffarttag, so man mit dem creütz goet, kummen etwan vil creütz⁶⁾ in ein kirch zü-

1) [Vgl. D. Wb. 5, 2045, überhaupt unter „Kranz“, „Krone“, „krönen“.]

2) Lenau (1842) in Uhlands Leben u. s. w. von seiner Wittwe. S. 299.

3) E. Uhl., Wl. Nr. 2 ff.; Schr. 4, 6 ff.

4) Wadernagel, Veseb. 3¹, 340.

5) Diese Flurbegänge hatten den Zweck, die Flurgrenzen im Bewußtsein der Gemeinden zu bewahren, zugleich aber erhielten damit auch die Felder eine neue Weihe; daher wurde das Kreuz und das Allerheiligste benutzt. Der Zug selbst war festlich geschmückt, ein Schmaus krönte das Ganze. Man denke an die römischen *amburvalia*.

6) [Vgl. D. Wb. 5, 2180, c β: „Es ist wie Fahne, Fähnlein für die Rotte, die 'unter' ihr zieht; das Kreuz und das Allerheiligste benutzt. Der Zug selbst war festlich geschmückt, ein Schmaus krönte das Ganze. Man denke an die römischen *amburvalia*.“]

sammen (d. h. einander ins Gehege). Da singen si nit miteinander, sunder ein iedes creütz sein lied so es best mag (Wettfingen), und sein die mitgeenden jungen gesellen und meid all sauber und feirteglich gekleidet, mit krentzen auf dem haupt, ausgeschlagen meien in der hand (leider wird nicht gesagt, was sie fangen). Da merken die priester¹⁾ allzügleich auf, welche rott am besten singet, dise gewinnen etlich kanten mit wein, die in aus diser urteil zügesprochen werden (also in der kirche, an einem heiligen Tage!). Das ist vielleicht der Rest eines altheidnischen Frühlingsfestes, das man so in die kirche zog, wie das Tanzen zu Weihnacht.²⁾ Bedeutsam ist: die Priester bilden das Kunstgericht, gefungen wird sicher Geistliches oder heidnisch Christliches wie zu Ostern (Haupt 1, 547)³⁾, aber der Preis gegeben nach dem besten Gesange, d. h. nicht wie jetzt nach der Form, sondern mehr nach dem Inhalte.

Wichtig ist zunächst, daß man diesen Kampf in der Sprache auf eine Stufe mit dem Waffenkampfe stellte. Schon im 13. Jahrhundert bezeichnet einmal Hadlaub (MS. 2, 192^a) den Frühling: dō diu amsel kampfte mit der nahtegal; es ist also das Treiben der Menschen in die Tierwelt übertragen.⁴⁾ Wettfingen erscheint als höfische Unterhaltung, z. B. im französischen Erec⁵⁾: li uns encontre l'autre chante, unter allerlei Kurzweil. Der Wettstreit auf dem Wartburgkrieg (14. Jahrhundert), dessen Quellen immer noch nicht ganz klar sind, wurde schon genannt. In der Zeit des Meistergesangs waren bekanntlich die Wettgefänge in den Kirchen und Gasthäusern ganz üblich.⁶⁾ Da sind die Kunstausdrücke sehr häufig aus dem wirklichen Wettkampf herübergenommen, der Wettgesang ganz mit dem Turnier verglichen. Merkwürdig beginnt

1) So wird in Babua 1216 das Werk eines Grammatikers Henrighettus Septimellensis gekrönt in der Domkirche vom Bischof Jordan: ganz deutlich altheidnische Sitte, die fest saß, von der Geistlichkeit in die Hand genommen und in die kirche gezogen. S. Grion in der Z. f. d. Phil. 2, 437.

2) Man denke an das frühe Verboten von bergleichen in der kirche, auch cantica obscoena u. ä.; daß es neu auf- und hineingekommen wäre, ist schwerer denkbar.

3) Im 2. Bd. von Pfeiffers Germania steht ein wichtiges Stück Ostergesang (altheidnisch-poetisch in der Anschauung) mit einem lateinisch eingerahmten niederdeutschen Stück.

4) Vgl. vom Ruckud und schwäbischen Pfarrer in der Zimm. Chron. 2, 534. — Der Gesang der Vögel wurde „Latein“ genannt, was gewiß doch heiligen Hintergrund hat.

5) Haupt, Z. f. d. A. 10, 425. Bei Hartmann nichts davon, nur sagen unde singen überhaupt (Erec 2153); vielleicht galt es nicht für fein, weil es volksmäßig war?

6) Vgl. Wackernagel, Lit.-Gesch. 2 1, 324 Anm. 12 a.

ein Meisterlied des 15. Jahrhunderts in dem langen Marnerdon (Germ. 3, 319):

Da ich was jung und darzuo clain, da facht mich singen an.
da lernet ich on alles nain, das ich doch sein ain wenig kan.
wa man ficht mit meistersang,
meines schulrecht ich mich nicht schem.

Nachher malt er weiter aus, was er leisten wird; es ist von oberhau die Rede, von sich weren,

ob mir dan ainer kom so nach, das er mich übertrung,
aus seinen schlegen hinder mich so tet ich ainen sprung . . .
wie bald ich wider auf in gang
mit schlegen die sind meisterlich . . . ich lig im wechsel (Alternative)
wen ich wil . . .

Etlicher spricht, ich sei ain tor, wie ich sing heur als vert,
mein rure die gand nit enbor, die ich schlag mit gesanges schwert.
setz sich der maister auf ain stul,
drei geng mag ich wol fur in ton u. f. w.,

mein schwert das hat mich nie verlan, das ist mein zung in maister-
ticht — auch die Zunge verwundet. Die Anschauung vom Gesang tritt
beinah gänzlich zurück. So braucht Walthar, der sich dem Volksmäßigen
nicht so starr entgegenstellt, sanc gleich swanc (d. i. swertes swanc)
Lachm. 84, 23:

ich traf dâ her vil rehte drier slahte sanc,
den höhen und den nidern und den mittelswanc.

Es ist wie vor Gericht das Reden und Gegenreden als Waffenstreit
bildlich behandelt in der Sprache, das heißt die rohe ursprüngliche Lebens-
form mit übernommen auf die veredelte, das heißt als Form, die nun
edleren Inhalt hat.¹⁾

So finden wir das Wettreimen²⁾, als absterbenden Rest, noch

1) Vgl. noch unterliegen, die Oberhand gewinnen, was auch aus dem
Balgen der Knaben begreiflich ist [vgl. Beiträge 118].

2) So jetzt in Japan, China als Unterhaltung in gebildeten Kreisen. Gesell-
schaftlich erhalten in den Leberreimen: geistiger Kampf mit Reimen, wo der
Gesang abgestorben ist. — Reimen um die Wette (beim Trinken) in der „trunken
Netten“ (Fischarts Gargantua): „Ich wil dir bald ein Vers aufgeben“; f. Böhme,
Alt. 15. 420. In dem Schwank vom alten Hildebrand (Grimm, RW. 3, 172)
zechen die ungetreue Frau, der Pfarrer und der Bettler und singen dabei um
die Wette. (Das Ganze wurde im 17. Jahrhundert als Puppenspiel gespielt.)
Das Trinken wird als Kampf, Turnier, das Zutrinken als Singen um die Wette
behandelt.

in Island, wenigstens in Sagen, z. B.: Es sitzt ein Mann mit dem Teufel auf einer Felswand, unten brandet die wilde See, der Mond waltet durch die Wolken. Beide wetten, ob der Teufel dem Menschen einen Vers sagen könne¹⁾, zu dem dieser den Reim nicht gleich finden könne; der Verlierende soll von der Felswand gestürzt werden.²⁾ Der Teufel bringt ein Wort (túngl Mond, Gestirn), worauf die isländische Sprache kein Reimwort hat; der Mann gewinnt es durch Halbierung eines Wortes.³⁾

Der Kranz als Preis war seit ältesten Zeiten üblich, wie bei den Griechen und Römern das Bekränzen des Siegers in öffentlichen Spielen, der Lorbeerkranz bei der Dichterkrönung⁴⁾ seit der Renaissance. Aber auch altgermanisch ist die Sitte. So wird von Heinrich dem Löwen erzählt, daß er nach erstrittenem Sieg auf der Walstatt sich selbst einen Kranz als Siegeszeichen aufs Haupt setzte:

Heinrich dô von blümen glanz
setzete uf sîn houbet einen kranz . . .
sige unde lob man hörte krien
ûz Beierlant Heinriche.⁵⁾

Vielleicht war auch die deutsche Fürstenkrone zuerst nichts als dieser Siegeskranz (die Fäden sind die Blätter): beides ist noch beisammen in dem Siegerkranze als Abzeichen des Schützenkönigs.⁶⁾ Im Turnier galt der Siegeskranz noch lauge⁷⁾; im Ringelnennen, in der Fechtschule, im Ringkampf ward um den Kranz gekämpft, der bei den großen Schützenfesten neben den Gewinften das eigentliche Siegeszeichen war.⁸⁾ In Norddeutschland war das „Kranzreiten“ ein Wettreiten um den Kranz.⁹⁾

1) Vgl. Uhl. 3, 184 Vafthrudnismal: Wettreiten zwischen Odin und dem Niesen.

2) Man denkt an die griechische Sage von der Sphinx, die deutsche vom Wartburgkrieg.

3) Konr. Maurer, Isl. Volksagen der Gegenwart. Leipzig 1860. S. 192; ähnlich 117. 126 (hier in lat. Sprache, mit leoninischen Hexametern).

4) Vgl. Gottfr. v. Straßburg B. 4635:

swer guote rede ze guote
und ouch ze rehte kan verstan,
der muoz dem Ouwære län
sîn schapel und sîn lörzwi.

5) Deutsche Chroniken II, 502. Mebrant führt beim Eintritt in Bern „an seinem helme von gold ain krenzelein“ (Uhl., Bl. 1, 335); daher als Abzeichen des Adels heraldisch 'geblümt'.

6) S. „Kranz“ in Grimms D. Wb. 5, 2044.

7) Suchenwirt 30, 167; Luther 60, 353.

8) Grimms D. Wb. 5, 2045.

9) J. H. Voss, „Heunab“ B. 67.

Aber auch im geistigen Wettkampfe diente, wie bei den Griechen, der Kranz als Siegeszeichen. So erzählt Cyriacus Spangenberg im „Ehepiegel“ (Straßburg 1578 S. 250^b) vom Rätselwettspiel: Wann die alten zusammen kamen, gab einer dem andern fragen auf¹⁾, wer die meisten auflösete, verdiente einen cranz. und in summa, fügt er hinzu, wer noch heutiges tages im fechten, schieszen, rennen, laufen, singen, ringen und springen ‘das beste thuet’²⁾, hat neben dem andern gewinnet einen cranz zu lohn. Einen Kranz flochten die Jungfrauen zum Abendtanz und gaben ihn dem besten Singer.³⁾ Dieses Kranzfangen wurde unter jungen Leuten noch im 16. Jahrhundert als beliebte Abendunterhaltung im Freien, auf der Gasse, geübt, wie es bei Kindern heute noch nicht erloschen ist, so in der Schweiz.⁴⁾ Darauf zielt auch das Verbot⁵⁾ im Amberger Stadtbuch: Kain jungfrau oder maid soll den handwerksgesellen und knechten an einem abendreiten einen kranz zu ersingen geben.⁶⁾ Daselbe aus Freiburg i. B. (vom Jahre 1556): dieweil sich das abendtanzen auf den gassen wieder einreiszen will, ist erkannt (also Anlaß Ausschreitungen), das abzustellen und öffentlich zu verbieten, auch den almosenknechten zu befehlen, darauf acht zu haben, die spielleute anzunehmen und in das spitalgefängnis zu legen.⁷⁾ Auch der Kranz wird erwähnt 1559: es ist erkannt, bis montag bei strafe von 10 sch. öffentlich auszurufen und zu verbieten alle abendtänz in der stadt und den vorstädten. Item um das kränzlein zu singen zu verbieten und die jungfrauen nicht länger den reihen zu springen zuzulassen dann bis zum salve.

Von der Feier des Johannistags erzählt Seb. Franck⁸⁾ aus Franken: die meid machen auf disen tag rosenhäfen, also: si lassen ihn machen häfen voller löcher, die löcher kleiben si mit rosenbletter zū, und stecken ein liecht darein, wie in ein lattern, henken nachmals disen in der höhe zum laden herausz, da singet man alsdann umb ein kranz

1) Wegen der Rätsel s. Uhl. Schr. 3, 181 ff.

2) Der uralte Ausdruck ἀπορροῦσαι s. Germ. 10, 135 [jetzt auch Hilbebrand, Gef. Vortr. u. Auff. S. 46 ff.].

3) S. Uhl. Volksl. Nr. 2, 3; Erf., Lieberthort S. 342 [Grimms D. Wb. 5, 2049].

4) Hochholz, Alemann. Kinderlieb u. Kinderspiel S. 213.

5) Ein ähnlicher Kampf der Behörden (s. Wadernagel, Lit.-Gesch. S. 259 f.) gegen das Singen zu Weihnacht vor den Häusern.

6) Schmeller, Bayr. Wörterb. 2, 391.

7) H. Schreiber, Das Theater zu Freiburg (Freiburg 1837) S. 10 f., Uhl. 3, 314 f.

8) Im Weltbuch 51 b; Wadernagel, Festsbuch 3, 1, 341. Tanz am Johannistag s. Fronius, Bilder aus d. sächs. Bauernleben in Siebenbürgen. S. 67.

meisterlieder.¹⁾ sunst auch oftmals im jar zu summerszeit, so die meid (die Jungfrauen des ganzen Ortes sind wie ein Staat im Staate!) am abend in einem ring herumb singen, kummen die gesellen in (den) ring (die ganze Schwesternschaft bildet einen Ring, eine Art heiligen Ring) und singen umb ein kranz, gemeinklich von nügelin (Nelken) gemacht, reimweis vor. welcher „das best thüt“ (derselbe Ausdruck wie im Kampf), der hat den kranz.²⁾

Solcher Kranzlieder sind glücklicherweise einige erhalten: es sind nicht eigentlich Lieder, denn sie haben keine strenge Strophenform, keine überschlagenden Reime, aber gerade diese Reime a a, b b u. s. w. weisen auf sehr hohes Alter. Das Gedicht bei Uhländ (Volksl. S. 9)³⁾ ist mehr dramatisch, ein kleines Singspiel. Es tritt darin auf der Singer, ursprünglich ein Fahrender, der Welt und Menschen eigentlich besser kennen mußte als alle andern, und der ihn bekämpfende Singer; oftmals ist auch die Jungfrau redend eingeführt. Wahrscheinlich waren diese Gefänge mit Tanz verbunden, daher „Abendreihen“ genannt. Es ist wie ein Singspiel, in dem Recitativ und Arie abwechseln. Solche Singspiele verschönten in den ältesten Zeiten die Feste zur Verehrung der Götter — man denke an den χορός, den Ursprung der griechischen Tragödie —, und so reicht das Kranzlied in seiner Form bis in graue Vorzeit zurück.

Das Kranzlingen wird darin erzählt, wie ein Brauch in ferner Wunderwelt. Es beginnt das Gedicht:

1. „Ich kumm auß fremden landen her
und bring euch vil der newen mār⁴⁾,
der newen mār bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen wil;

1) d. h. das Meisterfingerwesen ist wohl aus diesem volkmäßigen Gebrauch entstanden, wie die Turniere aus dem Schaufechten der kempfen. Wirklich meisterfingerisch klingen die Rätselsfragen dabei Wunderh. 4, 270. Meisterfang um Rosenkranz f. Uhl. 3, 311 f.

2) Das sind die gassenkranzsenger, von denen Fischart (aller Pratisf Großm. 82 — 8, 611 Sch.) spricht; vgl. D. Wb. gassenhauer. Ein Rosenkranz mit grüner Seide gebunden findet sich als Singerlohn beim Regenbogen. Vgl. ze bluomenkranze singen Reidh. 102, 3.

3) Aus einem flieg. Bl. Straßburg um 1570 (j. Schriften 4, 9), auch im Liederbuch Pauls von der Aist Deventer 1602 (Weim. Jahrb. 2, 322, das Lied das. 340); ein Augsburger Druck in Tiecks Besige (j. Uhl. 4, 9). Ich nehme den Text nicht aus Uhländ, sondern aus dem Wunderhorn 4, 266 (Nürnberg, Val. Neuber), weil da die Rätsel am Ende nicht weggelassen sind. Böhme 350 ff., Melodie von 1535 und 1550, erhalten durch geistliche Anwendung; bei Liliencron 183 ff. die alte Melodie.

4) Uhl. Schr. 3, 209. 316. Zu dem Eingang vgl. Germ. 15, 98, wo die Nonne von Meister Eckhart singt:

Phildebrand, Gesichte d. dtshn. Volksliedes.

die fremdden land die seind so weit,
 darinn wechst uns güt summerzeit,
 darinn wachsen blümlein rot und weiß,
 die brechend junkfrawen mit ganzem fleiß
 und machen darauß einen kranz
 und tragen in an den abentbanz
 und lond die gßellen darumb singen
 biß einer das krenzlin tüt gewinnen.

2. Mit lust tritt ich an disen ring,
 gott grúß mir alle burgerßkind,
 gott grúß mirß alle gleiche,
 die armen als die reichen,
 gott grúß mirß allgemaine,
 die großen als die kleinen!
 solt ich ein grúßen, die ander nit,
 so sprächens, ich wär kein singer nit.
 ist kein singer um disen kreiß,
 der mich wol hört und ich nit weiß?
 derselb tû sich nit lang besinnen
 und tû bald zu mir einher¹⁾ springen!

Nun folgen die Rätselfragen:

3. Singer, so merk mich eben²⁾!
 ich will dir ein frag aufgeben:
 was ist höher weder gott,
 und was ist größer dann der spott,
 und was ist weißer dann der schne,
 und was ist grüner dann der fle?
 kanst mir das singen oder sagen,
 das krenzlin soltu gewonnen haben,
 darumb will ich iez stille ston
 und den singer zû mir einher lon.

ich wil iu sagen mære,
 sprach ein nunne güt,
 uns kument bredegære,
 des fröuwet sich mîn muot.

Ein Lied aus dem 16. Jahrhundert beginnt: Ein postbot ist uns kommen, der bringt uns neue Mâr u. s. w. Für diese „neue mâr“ wurde später der Ausdruck „neue zeitung“ üblich, d. i. ursprünglich Lieder im Volkston, daher bei Fischart „Zeitungsinger“.

1) d. h. herein.

2) d. h. passe genau auf.

Ein anderer Singer tritt auf und singt nach langem formelhaftem Gruß.

4. Mit lust tritt ich an dise stat,
 gott gruß mir ein erbern weisen rat¹⁾,
 ein erbern rat nicht alleine,
 darzû ein ganze gemeine!
 ein erbern rat hab ich wol zu grûßen macht,
 gott gruß mir ein ganze nachburschaft,
 gott gruß mir das junkfrewlin zart
 und die das krenzlin gemachet hat!
 junkfraw, ich kumm für euch getreten²⁾
 und hab euch vor nie kein mal gebeten³⁾
 und bitt euch zart junkfrewlein
 zum ersten mal umb etwer krenzesein,
 ir wöllen mirs geben und nit versagen,
 so will ichs von ewertwegen tragen,
 von ewertwegen nicht allein,
 von allen den junkfrewlin gemein
 die das krenzlin hand machen lon,
 die rat und tat darzû hand ton.

Das schwebt zwischen Ernst und Spiel, wie alles Leben.

5. „Singer, du hast mir ein frag aufgeben,
 die gfeßt mir wol und ist mir eben⁴⁾
 die kron ist höher wede gott⁵⁾,
 die schand ist größer dann der spott⁶⁾,
 der tag ist weißer (d. h. glänzender) dann der schne,
 das merzenlaub⁷⁾ ist grüner dann der kle.⁸⁾
 finger, die frag hab ich dir tûn sagen,
 das krenzlein soltu verloren haben.“

1) Mit Bezug auf Verbote der Stadträte, denen dadurch geschmeichelt werden soll. Es ist eigentlich die Kranzfingerei Gemeindefache.

2) Er steht mit im Ring.

3) Sie kennen sich nicht.

4) d. i. gelegen, ich kann sie treffen.

5) d. h. die Krone, die Gott selber aufhat. Die Krone ist das Weibende auf Erden, während die Könige, die sie tragen, wechseln. Vgl. Krone im D. Wb. 5, 2376. Fastnachtsspiele 554, 15.

6) Das greift tief in die Sitten.

7) d. i. das erste Laub.

8) Mhd. kle = blumiger Rasen; in dieser Bedeutung gilt das Wort bis ins 17. Jahrhundert. Damals erst wurde der Kleebau eingeführt. Vgl. unter Klee im D. Wb.

Es erfolgt nun eine weitere Frage an die Jungfrau:

- (6.) junkfraw, sagt mir zû dieser frist,
welches die mittel blûm im krenzlin ist?
der blûmlein eben vil seind
die umbher in dem krenzlein stend.
7. Ich hör ein großes schweigen,
das krenzlein will mir bleiben.

Nun kommt die Lösung:

so merkt mich, liebe junkfraw mein:
ir mögend wol die mittelst blûm im krenzlein sein¹⁾!

Darauf wiederum ein langatmiger Gruß und Dank:

9. Junkfraw, ich solt euch grûßen
von der scheidel biß auf die füße,
so grûß ich euch so oft und did
als menger stern am himmel blick,
als menge blûm gewachsen mag
von Ostern bis an S. Michels tag.
junkfraw, ich solt euch danken
mit Schwaben und mit Franken,
so ich die Franken nit mag haben,
so dank ich euch mit allen . . knaben²⁾,
sind euch dieselben unbekant,
so dank ich euch mit meiner eignen hand.

Der Belohnte dankt im Namen des ganzen Vaterlands, er fühlt durch sich das ganze Vaterland geehrt³⁾:

1) Das echte, gute Galante ist vollständig entwickelt.

2) Wdh. 4, 219 „mit allen Webertnaben“, Böhme 854 „mit allen Drudersknaben“. Dann steigt er zum drittenmal hinab: sollten ihm die unbekannt sein, 'so dank ich euch mit eigner hand'.

3) Ähnlich Reidhart 16, 2:

ir megede wol getâne
zieret iuch (so schön) daz iu die Beiern danken
die Swäben und die Vranken.

Das ist offenbar sehr alt. Noch jetzt spricht von der Schönsten das ganze Dorf, das seinen Anteil an ihr hat, und diese Anschauung wurde früh auf das ganze Land ausgebehnt. Vgl. Walthers v. d. R. 118, 22: hie vor waer ein laut gefröwet umb ein sô schoene wip. Wie ideal ist das gedacht! Im Lied vom

10. Junnfraw, ich solt euch schenken,
 ich will mich nit lang bedenken:
 so schenk ich euch ein gulbin wagen¹⁾,
 darinn solt ir gen himmel faren,
 und ein gulbne kron, drei edel stein.
 darinn ist schon der erste stein,
 der ist nun also gûte:
 gott bhût euch vor der helle glûte!
 der ander ist so tugentreich:
 gott der geb euch sein himmelreich!
 der dritt stein ist so tugenthaft:
 gott bhût euch ewer junnfrawtschaft!
 darmit so will ichs bleiben lon
 und iez auß disem reien gon,
 so stand ich auf einem gilgenblat²⁾,
 gott geb euch allen ein gûte nacht!

Ein Abschied, der Wichtigkeit hatte, geschah durch „Gute Nacht“; man denke an die englischen good nights. Von der Bedeutung des Grußes, der jetzt so abgeblaßt ist, haben wir heute keine Ahnung

Die im Wunderhorn (4, 270 f.) angehängten Rätsel³⁾ sind wohl eine Probe, wie der Wettgesang auch anders gemacht werden kann, ähnlich den Rätseln in Schillers Turandot; es sind drei, offenbar von einem

Pingener (Lilienron 2, 555 a), der Ruffstein an Kaiser Rag (1504) übergeben soll, hat der Gedanke den größten Ernst: „von aller Baiern wegen muß ich heut ain tappers halten“. Uhlant (3, 356) führt aus einem Kirchweihlied aus dem Hilburgshausener Lande an: „So woll'n wir euch nun danken mit Sachsen und mit Franken“, d. h. Norddeutschland und Süddeutschland.

1) Womit sie zum Himmel fahren soll, denn da ist sie doch her und kommt wieder hin; er will ihr nur das Gefährt bestellen. Der ganze Schluß ist wunderbar tief. Vgl. oben S. 30.

2) Der Sänger kommt von einer höhern Welt herunter; der Weg von da ist mit Rosen bestreut und Lilien. Vgl. S. 34.

3) Zu den Rätseln s. Uhl. Schr. 3, 181 ff.: „Wett- und Wunschlieder“. Child 1, 1 ff.: riddles wisely exposed. — Solche Rätsel (Uhl., Volksl. S. 844 dogmatisch, Trinität) weisen uns weit in die Vorzeit zurück. Sie zeigen uns oft die höchste Menschenweisheit; sie drehen sich, z. B. in den ältesten Eddaliedern, um Philosophie oder, besser gesagt, um das „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Das jetzt noch umgehende Rätsel von Schnee und Sonne ist uns aus dem 10. Jahrhundert lateinisch überliefert (Müllenhoff u. Scherer, Dentm. 2, S. 287), in fast wörtlicher Übereinstimmung mit der Fassung aus dem 16. Jahrhundert und der gang und gäben. Sicher gehörte es ursprünglich auch solch einem Leiche an.

Meisterfinger des 15. Jahrhunderts, der diese Volksform¹⁾ benutzend und reformierend in die Hand nahm. Die Kunst des freien Erfindens mochte danach damals schon erlöschen oder erloschen sein, daß man das so für den Gebrauch nachdruckte in Nürnberg, Augsburg(?), Straßburg, Deventer; so ist zufällig eine Form fixiert worden und uns erhalten. Doch mochte der Rahmen, z. B. der Eingang, von lange her überliefert sein.²⁾

Auch scheint hier bloß noch ein kunstmäßiger Singer als Hauptperson beim Kranzfangen aufzutreten, nicht mehr der erste beste, wie das gewiß ursprünglich war. Aber „Singer“ hat da noch einen recht altertümlichen Begriff: er muß alle Weisheit kennen im Himmel und auf Erden³⁾, er ist unserer Vorzeit ein Bote Gottes, zugleich ein Hort der Sitte. Der Rätselpampf dreht sich um die Anerkennung des Befragten als „Singer“, der Kranz erscheint als Nebensache.

So ist wohl das Ganze auch nur eine alternde Form, die als Johannisfestlichkeit in Städten fortgeführt wurde (vgl. Str. 2² „Bürgerskind“), fortgeführt von der Schwesternschaft⁴⁾ der Ortsjungfrauen, „die das krenzlin hand machen lon“ (Str. 4 Schluß), und die eine, gewiß die Schönste, als Vertreterin und Rednerin aus sich wählten („die das Kr. gemacht hat“?). Aber das Ganze wird noch unter den Schutz oder die Leitung des erborn rates gestellt (Str. 4⁵), die betreffende Wendung hab ich wol zu grätzen macht deutet an, daß der Rat sich doch nicht mehr darum kümmerte, der Dichter aber daran festhielt, daß er dazu gehöre. Vielleicht war es nur der Rest einer alten Gemeindefeier zu Johannis, die denn sicher auch ursprünglich religiös war.⁵⁾

1) Volksmäßig, als Prüfung „des Diabls durch den Buam“ bei Tschischka, Östreich. W. 28 (Haus auf der Nabelspitze), besser schwäbisch Wdh. 4, 139 ff.; f. auch Peter 1, 272 f.: „und mach mir soviel Fenster nein als Sterne am Himmelszelt sein“ (östr. „als Tage im Jahre sein“). Das Phantasiehäuschen ist sehr verbreitet. Bei Umland (neu verm. Bergreihen Freiberg i. S. 1730): „So bauet ich mir ein Häuselein | Von Peterfilsjen | Womit war es bedeckt? | Mit roten Lilien.“ Da bricht das Ganze ab. Vgl. Schröder, deutsch-ungar. Wörterb. 128; Stöber, Elßf. Volksbüchl. 1, 62; auch unten S. 87, Anm. 4.

2) Das zweite Kranzlied, aus dem 15. Jahrhundert (Uhl., Volksl. S. 7), zeigt aber einen andern Rahmen. Der Knabe muß hier dreimal bitten; zweimal versagt ihm die Jungfrau den Kranz, erst das dritte Mal giebt sie ihn hin, nachdem jener eine Art religiöses Rätsel gelöst hat.

3) Vgl. Uhl. 3, 183. 184 (altnord.). 187.

4) S. unten S. 89.

5) Spuren religiösen Hintergrundes zeigen sich auch Str. 10³ im guldin wagen, um zum Himmel zu fahren, vor allem aber in dem Lilienblatt (Str. 10⁵). S. dazu oben S. 34 u. 35.

An dies Lied hat Luther sein Weihnachtslied angeknüpft¹⁾, wobei der neue Inhalt mit der alten Form verwachsen ist, das Höchste, was geleistet werden kann. „Ein Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindlein Jesu“, vom J. 1535²⁾:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
 Ich bring euch gute neue Mähr.
 Der guten Mähr bring ich so viel,
 Davon ich singen und sagen will.
 Euch ist ein Kindlein heut geborn
 Von einer Jungfrau auserkor'n
 Ein Kindelein so zart und fein,
 Das soll eur Freud und Wonne sein.

Wer ist der ich in Luthers Texte, der vom Himmel kommt? ein Kind, als Engel gedacht? Also der Singer, der aus fernem Lande kommt mit niumære, in einen Engel umgekleidet — zuerst vielleicht Luther selbst verkleidet, zu Weihnachten für seine Kinder.³⁾

Daß das Luther für Kinder bestimmte, deutet an, daß die Kinder jenes Lied samt dem Kranzlingen als Kinderspiel hatten, wie ja die Rätsel als Anhang noch bei Kindern sich finden.⁴⁾ —

1) Uhl. 3, 209 (wo auch andere Anwendungen); Böhme, Altd. Lb. 623. (Und Luthers Lied dann wieder weltlich, politisch verwandt. Uhl. 3, 317.) Vgl. Wadernagel, Lit.-Gesch. 434, 18, wo für Entlehnung der Melodie aus dem Volkslied Winterfeld, Luthers deutsche geistliche Lieder, Leipzig 1840, S. 3 citiert wird, wie auch Erf (Wunderh. 4, 271) bestimmt Entlehnung behauptet. Doch Winterfeld, der ev. Kirchengesang, Leipzig 1843, 1, 158 f.: Das Lied Vom Himmel ... findet sich am frühesten um 1535 in Joh. Klugs Gesangbuche. Doch hat es dort nicht die schöne Melodie neben sich, nach der es gegenwärtig an den meisten Orten gesungen wird, sondern eine dem Volksgesang entlehnte, die wir aus Trillers 'Geistl. Singebuch' als die des weltlichen Liedes „Aus fremden Landen komm ich her“ kennen. Lied und Melodie entstanden also nicht gleichzeitig, sondern jenes begnügte sich anfangs mit einer fremden, erborgten. Diejenige, die man Luther heizumessen pflegt, erscheint erst 1543, in der späteren Ausgabe des genannten Melodienbuches. ... In den 123 Gesängen für die gemeinen Schulen (1544) verband Georg Forster . . . beide Melodien unseres Liedes, die von 1535 u. 1543, in einem fünfstimmigen Tonsatz (er steht in den Musikbeilagen S. 37, vgl. 118 von Eccard). Nach Böhme, Altd. Lb. 623, machte Luther eine neue Melodie, um die Erinnerung an die Tanzpläze fern zu halten.

2) Aus Val. Babsts Geistl. Liedern, Leipzig 1545, bei Müßell, Geistl. Lieder der ev. Kirche des 16. Jahrh., Berlin 1855, S. 4 (auch Wadernagel, Leseb. 2, 18).

3) Nach Wagemann, Kurze Geschichte des ev. Kirchenlieds, 1853, S. 50, hätte es Luther für seine Kinder gemacht.

4) S. zu Tschischka, Östr. W. 35, aus Östreich (= Wunderh. 4, 200 ff.); aus Franken als „Schulprüfung“ Ditzfurth 2, 302 („Lieber Qua“ u. f. w.), aus Elsaß, Schweiz Rochholz, Kinderl. 267 (268 Zusammenhang mit Jüdischem); bei Tschischka 38 ist „guter Gsell“ noch die Anrede (aus Kindermund).

Aber die ursprüngliche Melodie des Lutherschen Liedes (s. S. 87, Anm. 1) scheint nicht zu unserm Kranzlied zu passen, denn das Stück ist ja gar nicht in vierzeiligen Strophen, wie jene Melodie verlangt. Die Absätze sind nicht durch vier teilbar, überdies von ungleicher Länge.¹⁾ War die alte Weise recitativartig eingerichtet? ein Leich? Freilich! leich ist ja auch Spiel, und das Ganze ist eigentlich ein Spiel, in den Tanz, Festtanz, eingefügt und selbst wohl mit Tanzbewegungen — dabei mit religiösem Sang und Denken: ist das nicht der echte Leich?²⁾

Aber das Ganze ist auch gar kein Lied, weit mehr ein Drama, ein Singspiel, worin zwei Handelnde, oder drei, da die Jungfrau mit-handelt, und zwei Redende — rebete oder sang die Jungfrau gar nichts?³⁾ Auch der Rhythmus ist mit seiner Freiheit nicht lyrisch, sondern dramatisch; oder sind nicht die Eingänge der Absätze lyrisch? zum Teil wenigstens, war also Gesang und Recitativ gemischt?⁴⁾

Endlich ist das Ganze gar kein Wett-singen um den Preis; die Wette liegt vielmehr in dem Geben und Lösen der Rätsel, — ganz wie im Wartburgkrieg, wie in den Wettgesängen zwischen dem Marner und Regenbogen. Ein Denken um die Wette! Und der im Denk- und Sing-kampfe Überwundene, „Unterliegende“ muß sich eigentlich ebenso dem Sieger als eigen übergeben, wie im Waffenkampfe: daher das Leben als Preis (s. oben S. 79), daher die Jungfrau selbst als Preis (ihr Kränzlein) für den Sieger. Wie geht da eine Urform durch das Ganze vom Ur-anfang bis tief in die „Kultur“! Wie sein ist die alte rohe Form des „Kampfes ums Dasein“ umgebildet, weitergebildet, und in dem letzten Volkslied auch ins Beste: das Heiraten nun die Form des Überwindens (Wdh. 4, 140) — ein köstlich deutliches Bild des stetigen Fortschritts zum Besten. In dem Gedankenkampfe wurden großartig erhabene Ideen, die tiefsten Wahrheiten⁵⁾ oft in spielendem Gewande verborgen. Nicht

1) Die Melodie hat nur stumpfe Reime, hier sind klingende dazwischen! Böhm e, Altb. B. 362 (s. 364) hat den Text in Strophen gezwängt, und die Quellen des 16. Jahrhunderts behandeln es als Lied (und Reien), das. 362.

2) Walters v. d. V. Leich ist eine Art Cantate: ein Nonnenchor, der des Himmels Hilfe erfleht für Deutschland. Tannhäusers Leiche sind Tanzlieder (got. leikan „hüpfen“, leik ahd. glossiert mit chorus) zu niedrigem Scherz und Belustigung. Die lateinischen Leiche (in den Denkm. von Müllenhoff u. Scherer) sind mehr Hofbelustigung. Am reinsten ist der Leich in unsern Kranz-sängen.

3) In dem andern Kranzlied (Mhl. 7f.) spricht oder singt die Jungfrau mit, sie giebt die Rätselfragen auf.

4) Mhland fragt und sagt von dem allen nichts, er behandelt es immer einfach als „Lied“.

5) Die unserm Kranzliede in den alten Drucken beigefügten (s. oben S. 81, Anm. 3, u. 86) sind weniger tief, schlagen in Form und Inhalt fast einen meistersingerischen Ton an, u. a. die meistersingerische Silbenzählung.

in der Form, nur im Gehalt des Gesangs liegt das Wettfeiern, während uns umgekehrt der Gehalt des Singens halb oder ganz gleichgültig ist vor der musikalischen Form.

Von anderen Anwendungen führt Uhland (3, 209) ein „geistliches Reigenlied“ von Herm. Vulpinus¹⁾ im Ton „wie man umb Kranz singt“, nach einem andern Drucke (1560) im Ton „Aus fremden Landen komm ich her“ an. Nic. Herman dichtete 1554 „Ein christlicher Abentreien vom Leben und Amt Johannis des Teufers, für christliche züchtige Jungfräulein“, wahrscheinlich um damit das weltliche Johannisfest durch ein christliches zu ersetzen; der Anfang (bei Uhl. 4, 209) hat aber überraschende Reime²⁾; also eine Variante der Melodie?

Den Kranz, den die Jungfrau geben, hergeben soll, mochte man immer mehr im Liebesfinn verstehen, oder doch zweideutig — daher sich wohl auch das Ankämpfen der Behörde gegen die Sitte erklärt.

Die Schwesternschaft.

(Zu S. 86, Anm. 4.)

Die Jungfrauen des Ortes bildeten eine strenge Genossenschaft und wählten aus sich heraus eine Königin. Eine derartige Vereinigung bestand auch unter den jungen Burschen des Dorfes.³⁾ So haben sich in Siebenbürgen, das im 12. und 13. Jahrhundert von Deutschen vom Niederrhein besiedelt wurde, neben andern altertümlichen Gebräuchen auch die Bruderschaften erhalten, in die die jungen Burschen nach der Konfirmation eintreten müssen. Ein feierlicher Akt eröffnet die Aufnahme; allerlei Scherze und Possen folgen.⁴⁾ Die Gespielsuben im Sommer,

1) Goedeke, Grundr. 178; 2. Aufl. 2, 183.

2) Auch bei Böhme, Altd. Lb. 371, nur der Anfang (das Ganze bei Wadernagel, Kirchenl. 3, Nr. 1378):

Kommt her, ihr liebsten Schwesterlein,
An diesen Abendtanz,
Laßt uns ein geistlich Liedlein
Singen um einen Kranz.

3) So in Thüringen. Eine dieser Bruderschaften besaß Verfassungsurkunde vom J. 1826, ursprünglich von 1509, war aber gewiß noch viel älter. In einem andern thüringischen Dorfe hob der Geistliche sie 1845 auf, während die „Kompanie“ von Obertrebra wahrscheinlich noch heute besteht. Vgl. Weimar. Jahrb. 6, 380 ff.

4) Die Burschen haben eine gemeinschaftliche Kasse und stehen unter sieben Beamten, deren Wahl einstimmig erfolgen muß, wie es ursprünglich wohl bei allen Wahlen der Fall war. Die Versammlungen der Burschen heißen „Zugang“. Allerlei Strafen sind festgesetzt, die der Altnecht doppelt erlegen muß. Vor dem Abendmahl wird mit Erlaubnis des Pfarrers ein Versöhnabend abgehalten. In den Zusammenkünften fährt ein Altnecht die Aussicht, daß nicht der geringste

für die jüngeren und die älteren Mädchen getrennt, und die Spinnstuben im Winter bieten der Schwesternschaft manche Belustigung. Sonntags finden am Abend Spiele und Scherze statt, auch in den Spinnstuben, doch darf hier kein Bursche in den geschlossenen Kreis der Jungfrauen.

Im Gebiete der Eifel haben sich gleichfalls Spuren der Schwesternschaft erhalten.¹⁾ Die Braut wird mit einer Krone geschmückt, die im Dorfe ein Mädchen verwahrt, das alljährlich neu gewählt wird und den Namen Königin trägt. Diese Brautkrone gehört also der Schwesternschaft.

Zu diesen Gebräuchen gehört auch das Mailehen.²⁾ Vor der Kirmeß versammeln sich die Burschen und versteigern die Mädchen auf ein Jahr; diese werden besonders auf Schönheit und Tugend abgeschätzt. Der Bursch gehört dann bei der Kirmeß mit dem Mädchen, das er versteigert hat, zusammen³⁾; sie tanzen miteinander, sorgen für einander, aber nach der Kirmeß ist das Verhältnis wieder gelöst. Für die Versteigerung wird ein Schultheiß gewählt, dem Schöffen und Schreiber zur Seite stehen.

Dieser Brauch führt zurück auf das alte Maifest.

Ebenso versammeln sich am 1. Mai zu Abend die Burschen und bestimmen die Mädchen für einander. Durch Zuruf wird dann ein Paar zum Mailehen bestimmt, wozu aber Einstimmigkeit erforderlich ist.⁴⁾ Auch ein Sittengericht wird dabei ausgeübt. Wenn ein Mädchen, das den Vortanz hat, sich unwürdig zeigt und schon zur Zeit des heil. Mailehens das Kränzlein verloren hatte, so wird die Linde und das Gelande abgewaschen, das Pflaster erneuert. Dies Zusammengehen der Paare, ohne das Mädchen zu befragen, ist uralte und besteht bei Juden und Herrenhutern heute noch.

Der Gebrauch des Mailehens ist über die ganzen Rheinlande verbreitet. In St. Goar sind sie bis ins 18. Jahrhundert, in Frankfurt a. M. vom 13. bis 18. Jahrhundert nachweisbar.⁵⁾ Das bei der Ersteigerung erlöste Geld floß in die Gemeindefasse. In einem grün geschmückten Wägelchen fuhren Kinder von Haus zu Haus und riefen das Mailehen aus mit einem Liede, das im 13. Jahrhundert von einem Herolde gesprochen wurde, wenn es galt, auf Befehl des Kaisers ein Paar zusammenzuthun.

Anstoß gegeben werde. Beim Tode wachen sechs Brüder an der Leiche, sechs läuten, die sieben Amtsknechte graben das Grab, und alle Mitglieder der Bruder- und Schwesternschaft geleiten zum Grabe. S. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Wien 1879. S. 53. 72.

1) Schmitz, Sitten u. s. w. 1, 53; D. Wb. unter „Königin“ 3, c.

2) Schmitz 1, 48.

3) Pfeiffer, Germ. 1, 64; D. Wb. unter „König“ Sp. 1698.

4) Schmitz 1, 23; Uhl. Schr. 3, 394. 470.

5) Kriegl, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1, 420.

Auch das Ehespiel (Mariage), von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet, ist offenbar der Volkssitte entlehnt.

Im Jahre 1683 fand im Bistum Speyer eine Kirchenvisitation gegen Mißbräuche statt. Da berichtet ein Geistlicher über einen *abusus juventutis* aus Rheinsheim bei Philippsburg¹⁾: Am Tage vor S. Georg (22. April) zieht die männliche und weibliche Jugend mit der Gemeinde in den Wald. Zwei steigen hier auf zwei bestimmte Bäume und einer hebt mit lauter Stimme an:

horet ir burger iberall,
was gebeuet euch des königs hochwürdiger marschall!
was er gebeut und das soll sein,
Hans Clausen soll Margreten Sols buhler sein.
drei schritt ins korn und drei wieder zurück,
über ein jahr gehet es ein braut heraus.

Der Grundgedanke ist: Das Zusammengeben der Paare ist Gemeindefache, d. h. die alten erfahrenen Männer der Gemeinde, die Hüter derselben, wissen am besten, wer zusammenpaßt. An die Stelle des Gemeindevorstandes trat der Kaiser, der ja als Vater der großen Staatsfamilie erscheint. Das Mailehen wurde unter der Dorflinde, am geweihten Ort, vorgenommen. Von heiligen Bäumen herab tönte die Stimme, gleichsam die Stimme der Gottheit. Der Sprecher that also die Paare nicht nur im Namen des Kaisers, sondern im Namen der Gottheit zusammen.

Wie all solcher alten Bräuche, bemächtigten sich auch dieses Spieles die Kinder: so sangen sie im 18. Jahrhundert noch im Spiel und verkündeten das Mailehen.

1) Grimm, D. Wb. unter „Bühli“; Mone, Schausp. des Rh. 2, 374 ff.

Sechster Abschnitt.

Streit zwischen Sommer und Winter.¹⁾

Der Name für den „Krieg“²⁾ zwischen Sommer und Winter, der in Liedern vielfach beschrieben wird, ist alt und verbreitet.³⁾ Solche poetische Streite mit bedeutendem Hintergrund waren beliebt⁴⁾ in Ernst und Scherz, zuweilen an die Form des Rätsellampfes streifend: es wurde da eine alle bewegende und ergreifende Streitfrage aus der harten Wirklichkeit in den Kreis der Dichtung herübergezogen, das Entzweieinde dichterisch bezwungen: der Ernst des Lebens in den Kreis des Spiels hereingezogen, das Spiel mit dem Ernst getränkt. Winter, Sommer, Mai kamen einst wie mächtige Herren ins Land, das drückte sich in der Sprache vielfach aus wie wir noch von Blumen und Vögeln als „Vorboten“ des Sommers u. dgl. sprechen.⁵⁾ Altnordisch erscheinen Sumar und Vetr wirklich als Riesen⁶⁾, den Kampf beider, den wir noch alljährlich empfinden, führten sich unsere Vorfahren wirklich vor.

Das Lied bei Uhl. Bd. Nr. 8, spät und nicht bedeutend⁷⁾, erhält seinen Hintergrund durch eine Meldung S. Franks aus Franken⁸⁾: zu

1) Uhl. Bd. 23 ff., Schriften 3, 17—51; Wdh. 3, 393 ff. vom „Sommertag“ in der Pfalz.

2) So Uhl., Bd. 26, Str. 17 u. 29, Str. 31.

3) Altfrz. *estriif entre esté et sire yver, debat de l'hiver et de leste* (Germ. 5, 264; Uhl. Schr. 3, 42); mlat. (9. Jahrh.) *conflictus veris et hiemis* (Grimm, Myth. 640**), herausg. v. Riese, Anthol. lat. 2, 145 ff.; nach Ebert (B. f. d. A. 22, 332) an Karls d. Gr. Hof gehörig und auf Virgils 3. Eclogie (auf Palämon und Daphnis) als Vorbild zurückzuführen, mit germanischem Inhalt, in der Form eines certamen, Streitgedichtes, schon wie das Uhl.andsche Lied.

4) Geistlich zwischen Seele und Leib (Prudentius *psychomachia*, wo immer ein Laster mit einer Tugend streitet), zwischen Wasser und Wein (E.-B. Nr. 1024), zwischen Lieb und Schön (Schmeller 3, 248).

5) Grimm, Myth. 719 ff. [S. Hildebrand, Beitr. 142 ff.]

6) Sommer und Winter die beiden Hälften des Jahres: *sumaro enti wintro sehstic* (Hildebrandslied).

7) S. Uhl. selbst Germ. 5, 528.

8) Weltbuch 1542 131 b.

mitterfasten ist der Rosensonntag¹⁾ (Laetare) etc. An diesem tag hat man an etlichen orten ein spil, dasz die buben an langen ruten bretzeln herumb tragn in der statt (vgl. unten Anm. 6) und zwen angethone mann, einer in singrün oder ephew, der heiszt der Summer, der ander mit gmösz angelegt, der heiszt der Winter, dise streiten miteinander. da ligt der Summer ob, und „erschlecht“ den Winter; darnach geht man darauf zum wein.²⁾ Daß eine solche Auffassung alt sein wird, bezeugt vielleicht das Vorkommen von Winter und Sommer als Brüdernamen³⁾ in einer sanctgallischen Urkunde von 858.

Noch aus vorigem Jahrhundert haben wir Nachricht von solchem Kampfe⁴⁾, bei dem Verse gesungen wurden wie diese:

trarira, der sommer der ist da.
wir wollen hinaus in garten
und wollen des sommers warten.⁵⁾

2. wir wollen hinter die hecken
und wollen den sommer wecken.

3. der winter hats verloren u. s. w.⁶⁾,

oder:

1) wo der Papsit eine Rose weiht (Schmeller 3, 135).

2) Germ. 5, 257f. In der 5. Strophe des noch heute (s. Anm. 6) gesungenen Liebes: zum Weine zum Weine.

3) Willehelmus ejusque filii Wintar et Sumar. Neugart cod. d. Al. no. 373. Uhl. Schr. 3, 23 (Germ. 5, 265); schon Grimm, Myth. 719.

4) Uhl. 3, 17 „hauptsächlich auf beiden Seiten des Ober- und Mittelrheins“ bis in neuere Zeit.

5) Wer die erste Blume fand, besonders Weiden, den ersten anlangenden Vogel entdeckte, das hieß ich hân den sumer vunden MS. 3, 202b. Mit den Worten kommt Reidhart auf die Burg, zum Sommerfeste auffordernd:

ir sult alle wesen vrô,
ich hân den sumer vunden;

das erste Weiden heißt dort kurz der sumer, z. B. ir sult den sumer grüezen; nachher vervluochet si der sumer!

6) Grimm, Myth. 725. S. Seybold im D. Mus. 1778, 2, 364 ff.; Wdh. 3, 394. „In der Pfalz und umliegenden Gegenden gehen am Sonntag Lätare, welchen man den Sommertag nennt, die Kinder auf den Gassen herum mit hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Wrekel hängt, und singen den Sommer an, worüber sich jedermann freut. Auch gehen oft zwei erwachsene junge Burtschen verkleidet herum, von welchen einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt, diese kämpfen miteinander, und der Winter verliert. Im Kraichgau (am Rhein, Speyer gegenüber) tragen die Mägdelein bei diesem Fest einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Steden, an dem Reife hängen kleine Spiegel, Goldflitter und Wrekeln. Die Knaben aber tragen viele solche kleinere Kränze an ihren Steden und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hause ab, wo sie

so treiben wir den winter aus
durch unsre stadt zum thor hinaus.¹⁾

Eine Stroh puppe wird verbrannt und in den Fluß geworfen.

In dem Akrostichon Konrads v. Ammenhausen findet sich ein Liedbruchstück (14. Jahrhundert) hinnen sül'n wir den winter jagen²⁾, und dem ganz entsprechend eine englische Melodieangabe to the tune „to drive the cold winter away“.³⁾ Heinharts Lieder haben meist Anfänge solcher Festlieder⁴⁾, und gewiß waren auch bei S. Franks Streit begleitende Worte, Lieder.

„Daneben aber hat sich frühe schon das ausgeführte Gesprächslied der streitenden Jahreszeiten entwickelt, und während die vorwaltend mimische Darstellung sich in der sichtbaren Niederlage des Winters am besten verständlich machte, war umgekehrt der Wettstreit mit Gründen⁵⁾ wohl geeignet, die beiderseitige Berechtigung im wohlgeordneten Jahreslaufe darzutun und hiedurch einen versöhnlichen Ausgang herbeizuführen.“

für ihren Gesang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieser Kranz wird in der Mittenstube über dem Tisch an einem Faden aufgehängt und bleibt bis zum nächsten Jahre hängen. Durch die Ofenwärme, die in die Höhe zieht, bewegt sich der Kranz zuweilen, dann sagen die Kinder, das bedeute was Gutes, wenn aber eine Heze in die Stube kommt, sagen die alten Weiber, stehe der Kranz still.“ Die Sitte, daß Kinder an Lätare mit Brekeln durch die Straßen ziehen, ist in Heibelberg noch heute (1888), wo auch dies Lied gesungen wird.

1) Myth. 726.

2) Uebersung Nachr. 2, 147.

3) Germ. 5, 258 (Schr. 3, 40).

4) Heidh. 4, 35: räm ez, Winter!

8, 13: ir vrüt iuch junge und alte,
der Meie mit gewalte
den Winter hât verdrungen,
die bluomen sint entsprungen u. s. w.;

vgl. 3, 22: Der Meie der ist riche,
er füeret sicherliche
den walt an siner hende,
der ist nu niuwes loubes vol.

5) Auch hier zeigt sich der Fortschritt vom Hohen, Sinnlichen zum Geistigen: der handgreifliche Kampf wird ein geistiger (so schon im 9. Jahrhundert in dem conflictus), ein Kunstkampf — doch die alte Kampfform zum Teil bis heute. — In Baiern heißt es „Sumer und Winter“ spielen oder singen (Schm. 3, 248). Reimstreit und Thätlichkeiten zusammen in Baiern, wo zuletzt der Sommer den Winter zur Thür hinauswirft (Schm. a. a. D.); es sind „ein paar arme Teufel“, die es machen, der Winter im Pelz (bei Uhl. 26 der Winter mit rauch belz und schauben), der Sommer mit einem grünen Zweig, ziehen in den Häusern herum, singen einen gereimten Wettstreit ab.

Aber die zweite Gattung muß ihrer Art nach jünger sein als jene, hat sich vermutlich aus jener entwickelt.

Ein hübsches Bruchstück eines solchen Streitliedes haben wir aus der Umgegend von Boizenburg an der Elbe, sieben Meilen oberhalb Hamburg. ¹⁾ Da gingen in der Weihnachtszeit ein Sommer und Winter umher, gewöhnlich zwei alte Frauen, der Sommer mit Sense und Harke, der Winter mit einem Dreischlegel, mit denen die betreffenden Arbeiten bargestellt wurden.

Winter.

Ich bin der Winter stolz,
ich baue Brücken ohne Holz. ²⁾

Diese räthelhafte Formulierung entspricht dem „Wunder der Wirklichkeit“ (Uhland).

Sommer.

Ich bin der Sommer ³⁾ fein,
ich mähe mein Korn
und hakte es wol auf(?)
und fahr es in die Scheun.

Winter.

Ich dresche das Korn und fahr es zur Stadt,
daß jeder seine Nahrung davon hat.

Das Lied bei Uhland ⁴⁾ beginnt:

Sommer.

Heut ist auch ein fröhlicher Tag
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ihr herren mein,
der Sommer ist fein!

1) Mitgeteilt von A. Kuhn, B. f. d. N. 5, 478.

2) In einem Meistergesang des 15. Jahrhunderts, der diesen Streit darstellt (Germ. 5, 286), doch ohne das schöne ohne Holz:

der winter kam aldar mit groszem grimme,
er wert bis auf sant Matheis tag, er tet mang bruck erbawen.

3) Kuhn will (a. a. O. 483) in dem siegenden und einziehenden Sommer Woban selber sehen.

4) Erst von 1580 (Uhl. 997), während für die zweite Nachbildung, den geistlichen Buchsbaum, 1539 bezeugt ist. Ein zweiter Text aus dem Münchener Folioband des Benediktiners Werlin (17. Jahrh.) bei Böhme, Altd. Lb. 354, hier besser als bei Uhland, leider nur die erste Strophe, mit wertvollem Abweichen; vgl. die Nachweise 356 f., besonders von der Form als Rechts-handel (vgl. am Schluß dieses Abschnittes). In der Vinger Gegend noch ärger entstellter Refrain (Bernalesen, Osterreich. Volksbräuche).

Winter.

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit recht¹⁾,
o lieber Sommer, du bist mein knecht!
alle ihr herren mein,
der Winter ist fein!

Die zwei ersten Zeilen spricht der Sommer noch nicht als Partei, sondern als Prolog an die versammelten herren, eigentlich die Behörden, oder an die ganze Gemeinde mit ihren Häuptern? Das heut ist auch ein fröhlicher tag u. s. w. deutet wohl auf herkömmliches Gemeindefest? den sommer gewinnen ist überlieferte Formel, wie in dem niederländischen Spiele aus dem 14. Jahrhundert²⁾ (V. 268): als men den somer can ghewinnen und mhd. oft in Minneliedern den sumer empfāhen, die zît empfāhen³⁾, den meien e. (den sumer grüezen)⁴⁾; noch im 18. Jahrhundert in Thüringen.⁵⁾ — der sommer ist fein wie noch in dem Schweizer Text, ja in dem Voßenburger ich bin der sommer fein (B. f. d. A. 5, 478). Der ganze Rehrim wird lang überliefert und schon hier nicht rein bewahrt sein, wie er in dem Schweizer Texte als halb sinnlos doch fortgeführt wird (alde für alle⁶⁾ u. a.).

Str. 9. Sommer.

Wir ziehen daher aus Österreich,
und da (d. h. allda) es sîcht dem Sommer gleich;
alle ir herren mein,
der sommer ist fein.

1) d. h. gebe mich nicht überwunden.

2) Hor. belg. 6, 125 ff.; Uhl. Schr. 3, 42 (en abelspel van den winter ende van den somer) — wo also die dramatische Form ganz herausgebildet ist.

3) Reidh. 31, 32 sumerzit Mf. 319, 7.

4) Myth. 722; Carm. Bur. S. 211. Auch diese Lieder sind sicher oft zu Raifesten gebichtet und gesungen.

5) Wir tragen den alten Thor (tod?) hinaus
hinters alte hirtenhaus,
wir haben nun den sommer gewonnen
und Kroder macht ist weggekommen. (Myth. 728.)

tod d. h. Winter und Sommer als Tod und Leben. In dem schles. Spiel aus Obernigl, das mir 1876 durch einen Hörer stud. Kemiger zukam:

Scher dich aus meinem Haus,
Ich will dich werfen hinter den Strauch,
Den rauchen Bart ich dir austrauf,
Die Sonn soll dich verzehren.

6) Aber das alde schon bei Berlin (17. Jahrh.). Böhme, Altd. Bb. 354.

Der Sänger meldet den Sommer. „Osterreich“ ist gemeint, wie etwa im Kindermärchen das im Nebel verschwebende „Engelland“, als das Land das im Osten liegt, wo die Sonne aufgeht.¹⁾

Str. 29. Sommer.

Und wer den Sommer von mir will haben,
der mu vil Dukaten im Beutel han zc.

(wie in der Pfalz die Kinder für die ersten Kränze Geld einsammeln); haben d. h. etwa Weischen u. . von mir kaufen, dem man vielleicht segensbringende Kraft zuschrieb. Aus solchem Blumenverkauf begriffte sich ein Gewinn der Spielenden von ihrer Mue.²⁾

Str. 31. Sommer.

Also ist unser Krieg vollbracht zc.

Str. 32. der Sommer hat das best getan.

Gefällig ist der wiegende Rhythmus.

Die Strophen mögen bei der Niederschrift durcheinander geworfen sein — ein Beleg für solches Verfahren giebt „der Buchsbaum und Felber“ in seinen beiden Fassungen³⁾ — denn Str. 2 ist kein rechter Anfang, sie setzt eine Behauptung des Sommers voraus, die von dem Rehrreim nicht genügend vertreten ist; auch das so bin ich zeigt das. du bist mein knecht — der Sommer muß das Gegenteil behauptet haben — ist auch uberliefert⁴⁾: ic bin here ende ghi sijt cnecht. Schon im 9. Jahrhundert in dem *conflictus veris et hiemis* sagt der Winter von Frühling und Sommer:

sunt etiam servi nostra ditioe subacti,
jam mihi servantes domino quaecunque laborant.

Ein vollständiger Text liegt vor aus dem Appenzell, wozu Tobler⁵⁾ berichtet: „Ein Mann, der Sommer, trägt ein Hemde. Das soll andeuten,

1) In Glossen (Germ. 9, 24) oriens ostarrihhe wie occidens westarrihhe („Westreich“ noch jetzt eine Landschaft in der Pfalz). Vgl. „Mailand“.

2) Vgl. die Kränze, die in der Pfalz die Singenden in die Häuser geben. S. Wunderh. 3, 394.

3) Bei Uhl. VL. 1, S. 30. 32.

4) Im Obernigter Spiel:

Ich will mich unter geben
Will leben nach deiner Pflicht.
Du bist der Herr und ich der Knecht,
Drum haben wir alle beide Recht,
Ei Sommer, thu mir verzeihen.

5) Im Appenz. Sprachschatz, Zürich 1837, S. 425. S. auch Uhl. Schr. 3, 40f. nach Tschudi, d. h. eine andere Mitteilung.

Vilbedrand, Geschichte d. dtsch. Volksliedes.

es sei so warm, daß man barhemd ausgehen dürfe. Er hält in der einen Hand einen Baum mit Birnen und Äpfeln¹⁾, mit in Fittergold gehüllten Nüssen und mit flatternden Bändern, in der andern Hand einen vielfach gespaltenen Knüttel [d. h. eine Pritsche]. Der Winter hat eine einfache winterliche Kleidung, übrigens einen Knüttel wie der Sommer, welcher dazu dient, nach jedesmaligem Absetzen dem Andern damit auf die Schulter zu klopfen, daß es laut patst.²⁾ Diese Schauspielleute gehen des Winters³⁾ herum, oft mit einem großen Gefinde von Kindern. Ihr „Singgespräch“, das wahrscheinlich aus dem Schwäbischen herübergekommen ist [denn die Mundart ist nicht rein] und manche, hier wohl keine Berücksichtigung verdienende Variationen darbietet, lautet dergestalt:

S. I tretta i die stuba wol alzue fäst,
i grüeza mine herra n'ond ale 'mine gest'.
wor ich en oder de n'andera nüd grüesza,
wär ich kein rechta sommer nüd.⁴⁾
Alde, alde, der ehen mai (?),
der sommer ist fai.⁵⁾

W. Ich bin der wenter also fromm,
i säa de schnee im feld heromm.
Alde, alde, der herra mai,
der wenter ist fai.

S. wenter, du bist en arga vogel,
du tribst die wiber wol hinter de n'ofa.

W. sommer, du bist en ardliga lür,
du machst de wibera die milech so sür.⁶⁾

1) Also zugleich als Herbst.

2) Deutlich ein Rest des wirklichen Kämpfens, wie bei S. Frank, das Schlagen aber nun zu Kunstzweck, rhythmisch, als Verseinteilung.

3) Uhländ (Germ. 5, 259) setzt in Parenthese erklärend hinzu an Fasnacht, gewiß mit Unrecht; Kuhn a. a. O. 478 zeigt, daß das Frühlingsfest nur eine Fortsetzung des Winter- oder Weihnachtsfestes ist, daß auch dieses schon den Einzug des Sommers andeutet.

4) Vgl. im Kranzlingen bei Uhl., W. Nr. 3, Str. 2:

solt ich ein grüezen, die ander nit,
so sprächens, ich wär kein singer nit.

5) Das fai für alamann. fi(n) zeigt deutlich fremden Ursprung und ist sehr merkwürdig.

6) Wie in Obernigf:

„Ei, Sommer, du armer Schlauer,
„Du machst den Bauers Frauen die Milch und Mollen sauer.

- ⊗. wenter, was wötttest denn wessa?
du hest jo hosa n'ond hemp verressa.
- ⊗. wenn du witt e fuerder lada,
most du heu und gabla haba.¹⁾
- ⊗. wenter, i lo-mi vo der nüd pocha²⁾,
ich cha mi soppa n'im ofaloch chocha.
- ⊗. sommer, wenn du no thättest hondert jor leba,
thät-der i meine tochter nüd geba.³⁾
- ⊗. wenter, deine tochter begehri nüd,
sie ist kropfet ond bbogglet ond söss nüd gschid.
- ⊗. sommer, du hest e n'ardlige Els,
si hed vil lüs ond flöh im pelz.
- ⊗. es chond jo bald St. Jokebstag,
dann schneid-i mei korn n'ond waisza n'ab.
- ⊗. schneidest vil ab, so tresch-i vil us
ond macha mim Gretli guet nudla drus.
- ⊗. ietz chond bald der St. Bartlemestag,
dann schött-i mine epfel ond bera n'ab.
- ⊗. Ond schötttest vil ab, so les-i vil uf,
ond lesa dem Gretli die schönsta drus.
- ⊗. Es chond jo bald St. Michelstag,
dann schneid-i meine reifa trauba n'ab.
- ⊗. Schneidest vil ab, so trock-i vil us,
ond brings mim Gretli ond trinkes-i us.
- ⊗. Wenter, schäd-di dör dstobathör aus,
du machst en gschmackt, dasz ist en graus.
- Der Winter geht zur Stube hinaus.⁴⁾
- ⊗. (draußen) Ach sommer, du hest jo eba recht,
bis du der herr ond i der chnecht.

1) Vgl. Uhl. Str. 19 f.

2) Uhl. Str. 7.

3) Fällt da der Spieler eigentlich aus der Rolle? wie am Schluß 'guet gsella'.

4) Feiner statt des Hinauswerfens in Baiern. Vgl. oben ⊗. 94, Anm. 5.

©. Ach wenter, chomm nur wider herein,
(der Winter kommt wieder, nun beide zusammen, der eine Discant, der andere Secund:)

wir wollen mitenand guet gsella sein.
Ond büt du mer die rechte hand¹⁾,
wir wöllid mitenand i frönte land.²⁾
Es flügt e vögeli wol öber das dach³⁾,
mer wünschid enand e guete nacht.
Alde u. f. f.

Auch politisch wurden solche Streitlieder angewendet, z. B. in einem Streit zwischen Ulm und einem Soldaten⁴⁾ v. 1628 (Pasquillus).

Hans Sachs hat den Stoff in seiner Art verarbeitet, lehrhaft und gelehrt⁵⁾: merkwürdigerweise bleibt da der Winter Sieger; das Ganze ist Erzählung eines Wortstreites zwischen beiden, in einem Lustgarten vor sich gehend.⁶⁾

Ein an das Streitlied zwischen Sommer und Winter angelehntes Seitenstück ist das zwischen Buchsbaum und Felbinger.⁷⁾

A.

1. Nun wend ir hören nüwe mār
vom Buchsbaum und dem Fel-
binger?
sie zugen mit einandren her
und kriegtent mit einanderen.

B.

1. Nun wölt ir hören netwe mār
vom Buchsbaum und vom Fel-
binger?
sie zugen mit einander öber felb
und kriegten wider einander.

1) Uhl. Str. 30.

2) Wie der Singer im Kranzlingen daher kommt.

3) Vgl. Uhl., VL. Nr. 217.

4) S. Germ. 5, 259, wo nur der Anfang; der Rehrreim unverändert.

5) 1, 419 d—421 c Ausg. v. 1558.

6) S. Uhländ, Germ. 5, 260 f. — Das. von einem Meisterliede, dann von einem niederrheinischen Liebe des 15. Jahrhunderts in französischer Strophe, ferner von dem niederländischen abelspiel des 14. Jahrhunderts, wo der Streit von Frau Venus geschlichtet wird — Sommer und Winter sollen ewiglich Brüder bleiben —; man sieht, wie der Stoff schon aus dem Volkskreise herausgehoben war und kunstdichterisch verwendet und gewendet wurde (Germ. 5, 261. 262); altfranzösisch aus England, die Rede des Winters in Reimpaaren, die des Sommers in Strophen, also jener saget, dieser singet, wie in dem deutschen Meisterliede das. 285 (= Uhl. Schr. 3, 22) das einmal wenigstens vorkommt im Munde des Winters. Germ. 265; Myth. 640. Der Text Hor. belg. 6, 238 (als Quelle des nl. Spiels), dies mit Anlehnung an Virgil (ecl. 3), woher auch der Name Palaemon, von einem Hirten, wie Daphnis.

7) selber „die Beide“, felbinger gleichsam die Personifikation derselben. Uhländ, VL. Nr. 9; Böhme, Altö. Vb. 357 mit 3 Mel.; Bilienron Nr. 53; Germania 5, 271. 269 ff.

2. Der Felber sprach: „ich bin so fin,
uß mir macht man die langen zün
wol umb das korn und umb den
win,
davon tüt man sich neren.“
2. Der Buchsbaum sprach: „bin ich
so fin,
ich bleib den summer und winter
grün;
das tüst du leider Felbinger nit,
du verleurst dein beste zweige;
Felbinger, wie gefellt dir das?“
3. Der Buchsbom sprach: „ich bin so
fin,
uß mir macht man die krenzelin
und treit mich menche schöne jung-
frow
gar hoflich zü dem tanze.“
3. Der Felbinger sprach: „bin ich so
fein,
auß mir macht man die langen zein
wol umb das korn und umb den
wein,
davon wir uns erneren;
Buchsbaum, wie gefellt dir
das?“
4. Der Felber sprach: „ich bin so fin,
uß mir macht man die sätelin,
daruf rit mancher güter gsell
wol durch den grünen walde.“
4. Der Buchsbaum sprach: „bin ich
so fein,
auß mir macht man die krenzelein,
mich tregt auf manche schöne junk-
fraw
mit freuden zü dem tanze.
Felbinger, wie gefellt dir das?“
5. Der Buchsbom sprach: „ich bin so
fin,
uß mir macht man die pffelin,
mich pffet mancher güter gsell
im veld wol in den kriegen.“
5. Der Felbinger sprach: „bin ich so
fein,
auß mir macht man die mülterlein
mich tregt manche schöne junkfraw
dem mehger zü dem bante;
Buchsbaum, wie gefellt dir
das?“
6. Der Felber sprach: „ich bin so fin,
uß mir macht man die mülterlin,
mich tragt manche schöne jungfrow
in dmeßg under die benke.“
6. Der Buchsbaum sprach: „bin ich
so fein,
auß mir macht man die löffelein,
mit silber und rotem gold be-
schlagen,
tüt mich für die geste tragen;
Felbinger, wie gefellt dir das?“
7. Der Buchsbom sprach: „ich bin so
fin,
uß mir macht man die löffelin,
7. Der Felbinger sprach: „bin ich so
fein,
auß mir macht man die seßelein,

- mit silber und gold beschlagen,
tüt mich für dherren tragen."
- in mich tüt man die besten wein,
reinsal und malvasiere;
Buchssbaum, wie gefellst dir
das?"
8. Der Felbinger sprach: „ich bin so
fin,
uß mir macht man die säßelin,
in mich tüt man den besten win,
tüttsch, welsch und malvasiere."
8. Der Buchssbaum sprach: „bin ich
so fein,
auß mir macht man die becherlein,
auß mir trinkt manche schöne jung-
fraw
mit irem roten munde;
Felbinger, wie gefellst dir das?"
9. Der Buchssbom sprach: „ich bin so
fin,
uß mir macht man die becherlein,
uß mir trinkt manch schöne jung-
frow
mit irem roten mündle."
9. Der Felbinger sprach: „bin ich so
fein,
auß mir macht man die fettelein,
auf mir rennt mancher güter gefell
wol durch den grünen walde;
Buchssbaum, wie gefellst dir
das?"
10. Der Felber sprach: „ich bin so drat,
ich ston dört mitten in der matt
vnd halt ob einem brünle kalt,
darauß zwen liebe trinken."
10. Der Buchssbaum sprach: „bin ich
so fein,
auß mir macht man die pfeifelein,
mich pfeist mancher güter gefell
im seld wol in den kriegem;
Felbinger, wie gefellst dir das?"
11. Der Buchssbom sprach: „ich bin so
kún,
ich blib summer und winter grún,
das túst leidiger Felber nit,
verlúrst die beste zwiige."
11. Der Felbinger sprach: „bin ich so
drat,
ich ste dort mitten in der mat
und halt ob einem brünlein kalt,
daraus zwei herzlieb trinken;
Buchssbaum, wie gefellst dir
das?"
12. Wil du aber bist so gerecht,
so bist min herr vnd ich din knecht,
der sach gib ich dir aller recht,
das spil hastu gewonnen
alhie vor allen frommen."
12. Der Buchssbaum sprach: „bist du
so gerecht,
so bist mein herr und ich dein knecht,
der sach gib ich dir aller recht,
das spil hast du gewonnen;
doch bleib ich grún winter und
summer."

Das ist kein Drama mehr, sondern ein erzähltes Drama¹⁾, wie der Krieg des Sommers und Winters in dem Meisterliede und bei H. Sachs auch schon, wie der Krieg zwischen Mai und August, wie der Streit zwischen Wasser und Wein²⁾ — diese Form hat also Ursprung aus Volksfängerkreisen. War es etwa die Kunst, zwei Personen und zwei Stimmen darzustellen, was dazu lockte? die Worte (1, 3) si zugen mit einandren her macht diese Annahme wohl notwendig. Übrigens zugleich ein Beweis von der Freude am Disputieren, wie auf der Universität, auch im Volke, was ja durch das Streiten vor Gericht nahe gelegt war. — 11, 3 halt ob einem brünle kalt d. h. als Schutz und Wache.

Die Anlehnung entstand etwa so, daß in dem ursprünglichen Streitspiele der Sommer sich auch mit grünen jungen Weidenzweiglein (Räpchen) schmückte, der Winter mit Buchsbaum; die Entstehung aus jenem Liebe ist deutlich im Schlusse (Uhl. WL. Nr. 9 Str. 12 in A u. B.)³⁾

Der Anfang nun wend ir hören nüwe mâr zeigt einen auftretenden Singer, der als Märebriinger aus fremden Landen kommend sich darstellt, wie dort der Kranzinger, wie Walther v. d. Vogelweide (ir sult sprechen willekomen, der iu maere bringet daz bin ich), wie Traugemund (Uhl. WL. Nr. 1).

Der Verlauf des Streites ist in beiden Fassungen verschieden, besser als im Sommerliede, ganz echt aber doch vielleicht in keiner von beiden Fassungen⁴⁾; Vorzüge haben beide, es ließe sich eine Fassung aus beiden herstellen. Der innere Verlauf scheint in der zweiten Fassung besser, z. B. das erste Selbstlob des Buchsbaums, das als Schluß neckisch wiederkommt.

Als Schlemmerlied erscheint es eigener Weise, so in Fischarts „trunkener Vitanei“: kan keiner kein liedlein? holla Fritz, du singst uns ditz, und sonst noch mehr, vom buchsbaum und vom selbinger (Garg. 143 Sch.). Die Zimmerische Chronik erzählt von Graf Gottfried Bernher v. Zimmern, der eine Art Genieleben führte mit Schmausen, Bechen, Dichten, Faulenzen: also gingen dise drei handtirungen im

1) Ein so erzählter Streit schon im 14. Jahrhundert (Häpfl. 248a) zwischen Mai und August: die Gegner behandeln sich grob, schimpfen sich; zwischen Ritter und Bauer (Uhl. Nr. 133), wo nur einmal, zu Anfang der ritter sprach, sonst ohne diese Einführung (wie im Nibelungenlied u. s. w.).

2) S. S. 92, Anm. 4.

3) In England solche Streitlieder zwischen Stechpalme (Hulst) und Epheu, der Weihnachtszeit angehörig, s. Germ. 5, 269 ff. — Gegnerschaft unter Pflanzen, wie Eiche und Hasel, Weißdorn und Schwarzdorn s. Myth. 617; vgl. bei Boner (Edelstein 83), Eiche und Rohr im Sturme.

4) Eine Quelle für A (Heinrich Finkens . . . Lieber, Nürnberg 1536, mit Noten) hat nur Str. 1—4. (Das Sommerlied nur von 1580!)

schloz (Wilsenstein), ein weders stetigs essen und drinken und nimmer nuechter werden, oder aber schlafen, oder sie sangen den Buxbom und Velbinger (4, 162).

Daher auch ein Versuch, das Lied geistlich zu verwenden: „der gaisliche Buchsbaum, von dem streit des Fleischs wider den Gais, im thon des Buchsbaums“, von Hans Wipstat von Wertheim, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts¹⁾:

Nun hörend zü, ir Christenleut,
wie leib und seel genander streit
alhie auf erd in diser zeit
hand sie ein stetigs kriegien,
ains mag vom andern fliehen u. f. w.²⁾

Nach dem Buchsbaum auch der Streit von Wasser und Wein³⁾ in mehreren Fassungen.⁴⁾ Dies Lied noch in Hessen⁵⁾ sowie in Franken⁶⁾,

1) D. Schade, Weim. Jahrb. 4, 453; Goebels, Grundr. 1 237 (2. Aufl. 2, 257), wo allein 12 Drucke (auch in Gesangbüchern, von 1539. 1540) angeführt sind, darunter von 1539. 1540, während das zweite Vorbild Sommer und Winter nur von 1580 ist.

2) Gedruckt von D. Schade, B. Jahrb. 4, 466 f.

3) Preis des Wassers, zum Teil in Rätselform, Barlaam (Hrsg. v. Pfeiffer) 234, 13 ff.; Carm. Bur. 232 de conflictu vini et aquae, wo auch das Wasser das letzte Wort hat:

Propter tuam pravitatem
nullam habeo libertatem,
domos teneo parvulas:
ego magna sum in mundo,
dissoluta me diffundo
per Terrae particulas etc.

Altfranzösisch bei Springer, Paris 121.

4) Drei im Wunderh. 4, 179. 183. 186, eine vierte im Anz. d. germ. Mus. 1868, Sp. 286 f.; das erste, bei der Kun. Hergotin, nennt sich ausdrücklich „in des buchsbaums thon“ (Wdh. 4, 179), auch im Druck bei Guldenmund: Im thon als man singt den Buchsbaum. Auch dies bei H. Sachs vom 2. Jan. 1536 (1, 417 d 1558): „Ein Kampfsprech zwischen Wasser und Wein“, es sind aber Bacchus und Reptunus (er will's in Genua erlebt haben). Noch eine Fassung E.-B. Nr. 1074; Wunderh. 2, 37, hier am Schluß mit einer hübschen Zuthat der Herausgeber:

Sie wollen noch länger da streiten,
Da mischte der Gastwirth die beiden.

5) Bei Bödel 8 (i. folg. S., Anm. 8); auch noch wie bin ich so fein und am Schluß:

Da sprach es der Wein: Du hast Recht,
Du bist der Herr und ich der Knecht,
Hättest du mich nicht beregnet,
Hätte die Sonne mich nicht gesegnet.

6) Ditsfurth, Fränk. Volksl. 2, 268 in 12 Str. (12, 1. 2. Da sprach der Wein: ja Wasser du hast recht, du bist der Meister und ich der Knecht.)

hier in einer Fassung fast besser als die andern, offenbar neu gut aufgefrischt, namentlich im Schlusse; am nächsten ist ihm Wunderhorn 2, 37. Aber auch noch in Schwaben¹⁾ in 6 Strophen von der Alb (ich bin so fein²⁾, in Nordungarn³⁾ in zwei Fassungen, in 7 Strophen (ich bin fein) und in 11 Str. (ich bin so fein), auch in Gottschee.⁴⁾

In den Drucken des 16. Jahrhunderts im Wdh. 4, 179—188 und einem fl. Blatt [= E.-B. Nr. 1074] ist diese Wendung ich bin so fein nicht mehr, und hier im 19. Jahrhundert noch — welche Treue des Festhaltens! Eine genaue Vergleichung aller wäre eine schöne kritische Arbeit.

Endlich eine niedrige Anwendung aus dem 16. Jahrhundert: „Ein schön new Lied von eim Sewsak und Stockvisch, in des Buchsbaums thon“, 14 Str. (fl. Bl. v. D. u. J.)⁵⁾, wahrscheinlich aus Nürnberg, da zuletzt der Sewsak gewinnt:

am marck bey dem schön brunnen
hand sie (die Würste) das recht gewonnen.⁶⁾

Am Schlusse: Gedruckt in diser fasten | Kein visch hab wir im fasten (Verhöhnung des katholischen Fastens).⁷⁾ Der Sewsak, d. i. die Wurst, vertritt die Schlemmerzeit, der Stockfisch die Fastenzeit. Wichtig ist es, aber unerquicklich; in der Fastenzeit war freilich manches Derbe erlaubt.

Das ursprüngliche Vorbild klingt noch nach: der Sewsak sprach ich bin so fein (7, 1, nur hier); do der Sewsak gewan das recht, mit ihm frewet sich all sein geschlecht, das di Visch musten sein ihr knecht.⁸⁾

1) Meier 263.

2) Im Wdh. 2, 38 ff. stets bin ich so fein (anschließend an Uhl. S. 32).

3) E. Schröder, Wörterb. der deutschen Mundart des ungr. Bergl. 1858, S. 128 ff.

4) E. zu Dittfurth a. a. D. 2, 268.

5) Nach Hilbrands handschriftlicher Sammlung bei E.-B. Nr. 1078, doch mit willkürlichen Änderungen (wie auch Böhme, Altd. Lb. 420 u. 361 mit groben Fehlern und willkürlichen vermeintlichen Besserungen aus derselben Sammlung genommen sind). Im Ambr., Frankf. Lb. 1599, Nr. 142; Goebefe, Grundr. 237.

6) Also in Prozeßform, s. oben S. 95, Anm. 4.

7) Ein Fastnachtswiz — dabei die Form des Rechtsstreites ja beliebt; vgl. die Fastnachtspiele.

8) Auch im Frankf. Lb. 1599. 1584. 1582, Nr. 142 (Goebefe, Grundr. 237, 2. Aufl. 2, 257, wo eigner Weise Sewsack und Strosack). — Durch die ganze europäische Litteratur verfolgt Otto Höfel (in seinem oft gelehrten, doch stets ans Leben angelehnten Buch „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen“. 1883. S. 11 ff.) den Streit zwischen Wasser und Wein, Leib und Seele, Welt und Religion, Synagoge und Kirche, Fastnacht und Karneval, Leben und Tod, Schokolade und Wein, Tugend und Laster, Bauer und Edelmann, Frau und Priester, Geistlicher und Ritter u. s. w. Es fehlt (s. Schmeller 3, 248) der Streit zwischen „lieb“ und „schön“. (Vgl. Walthers v. d. B. 50, 4.)

Siebenter Abschnitt.

Das Mädchen und die Hasel.

Aus dem großen Gemeindeleben stammen die bisher betrachteten Lieder; das Innerste und Geheimste des Einzelnen, das Liebeleben, wollen wir nun betrachten.

Das Mädchen und die Hasel.¹⁾

1. Es wolt ein mägdelein tanzen gen,
sucht rosen auf der heide,
was fand sie da am wege sten?
eine hasel, die war grüne.
2. „Nun grüß dich gott, frau Haselin!
von was bist du so grüne?“
„nun grüß dich gott, feins mägdelein!
von was bist du so schöne?“
3. „Von was daß ich so schöne bin,
das kan ich dir wol sagen:
ich is weiß brot, trink kühlen wein,
davon bin ich so schöne.“
4. „Ist du weiß brot, trinkst kühlen wein
und bist davon so schöne,
auf mich so fällt her küle tau,
davon bin ich so grüne.“
5. „Hüt dich, hüt dich, frau Haselin,
und tu dich wol umschauen!
ich hab daheim zwen brüder stolz,
die wollen dich abhauen.“

1) Uhland, *BL*. Nr. 25, *Schriften* 3, 426. [Bei *Erk.-Böhme* Nr. 174 ff. die verschiedenen Fassungen und (S. 542) die Litteratur darüber.]

6. „Und haun sie mich im winter ab,
im sommer grün ich wider;
verliert ein mägdelein iren kranz,
den findt sie nie mer wider.“

Daß die Hasel redet, ist in der Volksdichtung gäng und gäbe. In alter Zeit erscheinen die Bäume als Mitwisser, teilnehmende Mitlebende des Menschen: noch heute wird in Westfalen ein Todesfall von Haus zu Haus angezeigt und vom letzten dem Walde gemeldet. Das Lied bewegt sich in der Region des halbtraumhaften Lebens.

Das Ganze ist eigentlich Selbstgespräch des Mädchens, das den gefährlichen Gang geht, aber innerlich mit sich kämpft; dieser Kampf gestaltet sich von selbst zu einem Zwiegespräch.

Umland hat das ältere Lied mit seinem Geschie — in den „*VL.*“ noch etwas altertümlicher als in den „*Schriften*“ — aus drei mehr modernen, z. T. sehr von einander abweichenden Liedern bei Herder¹⁾, Meinert²⁾ und Jarnack³⁾ hergerichtet; denn nur ein kleines Stück ist als alt bezeugt. Aus dem 16. Jahrhundert haben wir eine unsichere Spur: in Wolfgang Schmelzels *Quodlibet*⁴⁾ steht ein Liedesansfang *Es wolt ein magd zum tanze gan.*⁵⁾

Umland faßt das Rosensuchen (Str. 1, 2) verblümt⁶⁾, während man an Rosen zum Kranze für den Tanz denken kann, und der bei Umland gleich im Anfang eingeführte sinnliche Gedanke ist da kaum schon notwendig: jedenfalls will sich die Jungfrau einen Kranz holen zum Tanze. Nur vom Tanze ist z. B. bei Meinert („*Schenkhaus*“), Hoffmann, Schleicher⁷⁾

1) *VL.* 1, 109; S. 320 „*Deutsch*“, ohne Quelle, nicht von Goethe.

2) Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Ruhländchens [im Quellgebiet der Ober], herausg. u. erläutert von Jos. George Meinert. 1. Bd. (einz.) Wien u. Hamburg 1817. S. 29 ff. (mit 13 Str., gegenüber Umlands 6).

3) *Deutsche Volkslieder.* Berlin 1820.

4) Nürnberg 1544. Nr. 20. Mit Mel. (nur halb, vom Herausgeber ergänzt) bei Böhme, *Altd. Lb.* 150; ohne Mel. Viliencron S. 317.

5) *Uhl. Schr.* 3, 522. Eine zweite Zeile sucht rosen auf der heiden noch bei Böhme, *Altd. Lb.* als echt. [Vgl. nun aber *Erst-Böhme* 1, 536.] Eine „um-schreibende englische Ballade“ bei Ritson s. *Uhl.* 3, 427. 523; vgl. die hübsche wendische Fassung das. 427: „*Beim Grafen wird das Mägdelein im grünen Holze von einem kleinen Ast ins Gesicht geschlagen und droht, durch seine zwei Brüder ihn wegschneiden zu lassen; das Astlein entgegnet, im Frühling schlag' es doch wieder aus, seine Sprossen werden dann viel grüner noch und frischer stehn, aber um verlorene Mädchenehre sei es auf immer geschehen.*“ Diese sowie die litthauische (bei Umland, *Schr.* 3, 523) sind vielleicht Bearbeitungen.

6) *Schr.* 3, 426.

7) S. unten S. 109, Anm. 2.

die Rede. Doch mag Uhlant recht haben; sein Anfang ist aus Barnad, deutlicher bei Herder, und zwar ohne Tanz:

Es wollt ein Mädchen Rosenbrechen gehn,
Wol in die grüne Heide (d. h. zum Stellbichein),

und auch der Verlauf bei Herder zeigt die vorstehende Absicht des Mädchens.

Trefflich stellt Uhlant Ton und Kern dieses Volksliedes gegen andere, besonders gegen die Art der Kunstlieder. „Neben dieser leichtfertigeren Weise schlagen aber die Volkslieder auch einen Ton an, der den Kunstdichtern fremd geblieben ist“, und: „Die Volksansicht nimmt es ernster (als der Hof), ihr ist die Jungfrau, die zum Tanze oder nach Blumen geht, eine nachdenkliche Erscheinung.¹⁾ Im ersten Jugendglanze, zaghaft und ahnungsvoll, für die gefährliche Lust sich schmückend, ist sie ein Trost der Augen, aber auch ein Gegenstand der frommen Scheue, der Besorgnis und des leisen Mitleids, ein bekränztes Opfer“ — darauf (S. 423) Ausführung, wie in alter Poesie die Tochter im Hause gehütet wird vor der Welt, um sie „in heiligem Dunkel erblühen und dann eines Morgens in reinstem Glanze hervorgehen zu lassen“.

Uhlants Fassung mit ihrer bloßen Andeutung der Gefahr²⁾ mag dem Ursprung am nächsten stehn. Vollständigere Fassungen sind deutlicher gemacht.

Eine schleifische Fassung³⁾ läßt das Mädchen die Gänse austreiben⁴⁾; der Haselstrauch wirft ihr endlich vor:

Und wenn du noch so schön bist,
Deine Ehr hast du verschlafen,
Du hast dein Ehrengoldbringelein
Bei deinem Schatz gelassen,

darauf die Drohung des Mädchens mit den Brüdern, zum Schluß die Moral der Hasel, wie bei Uhlant.

1) (Schr. 3, 422.) Warum? weil da noch das Überlieferte des Gesamtgefühls, Gemeindegfühls die Quelle des Denkens und Empfindens ist, bei Hofe aber, wie in der „Bildung“, das Einzelgefühl des Individuums, das zunächst für sich sorgt.

2) In der Hauptfache genau so heftig bei Bödel 10 (ein Lorbeerbaum). Ähnlich bei Herder, wo aber das Mädchen selbst die Nuzanwendung vom Kranze macht; sie dankt dann der Hasel und kehrt um vom Weg zum „Narren-tanze“. Auch bei Weinert kehrt sie um, aber es ist eigentlich schon zu spät.

3) Wdh. 4, 350.

4) „Es trieb ein Mädel die Gänse aus
Des Morgens in der Frühe“,

[so auch bei Erk, Liederh. 108, das. 110 aus der Udermark, es ist ein Sagebaum. [S. nun E.-B. 1, 540 ff.]

Im Schlusse dem schlesischen¹⁾ gleich ist ein Lied aus Sonneberg²⁾, aber die Mahnung ist hier deutlicher:

Bei Mondenschein und finsterner Nacht
Ist keine Treu vorhanden,
Es gibt der falschen Burschen viel,
Die bringen dich in Schanden.

Doch das Mädchen will eben nur zum Tanze, nimmt aber die Mahnung auch übel. Der Baum ist da ein satterbaum, d. h. doch wohl ein sadelbaum, sadelbaum (sagebaum, säbenbaum).³⁾

Der vollständigsten Fassung ähnlich, noch größer, ist die aus dem Ruhländchen⁴⁾:

1. Es wollt ein Mäd'l ins Schenkhaus gehn,
Sie schmückt sich wunderschöne:
Da bleibt sie auf 'ne Weile stehn
Vor einer Hasel grüne.
2. „Und grüß dich Gott, Frau Haselin!
Von was bist du so grüne?“
„Und grüß dich Gott, feins Mädelein,
Von was bist du so schöne?“
3. „Von was daß ich so schöne bin,
Das kann ich dir bald sagen:
Ich esse weiß Brot, trinke Wein,
Davon bin ich so schöne.“
4. „Von was daß ich so grüne bin,
Das kann ich dir bald sagen:
Auf mich so fällt der kühle Thau,
Davon bin ich so grüne.“

1) Aus Schlesien in noch drei Fassungen bei Hoffmann v. F., Schles. Wd. Leipzig 1842. S. 121 ff., in 12, 10 und 7 Strophen (die erste auch Wunderh. 1, 272 der neuen Ausg., ursprünglich aus Herber). Auch bei Erlach, Firmenich (doppelt), f. Mannhardt, Btschr. f. Myth. 3, 96.

2) Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. Weimar 1858. S. 113, auch in nur 7 Strophen.

3) juniperus sabina, auch Kindermord genannt Remnich 3, 270. [Vgl. E.-W. zu Nr. 174 g.]

4) Meinert a. a. O. 29—31, oben in der hochd. Übers. des Wunderh. 4, 361 ff. [E.-W. Nr. 174 d.]

5. Und welches Mäd'l ihr Ehr will han,
Die muß zu Hause bleiben,
Und muß nicht ins Schenkhaus gahn
Mit ihrem stolzen Leibe.
6. Sie muß nur gehn bei Sonnenschein,
Bei Sonnenschein nach Hause:
Bei Mondenschein, bei finstrer Nacht
Ist kein Ehr zu erhalten." —
7. „Schweig still, schweig still, Frau Haselin!
Und red' auch nicht so sehere:
Ich hab wolln zu meim Buhle gehn,
Jetzt werd' ich mich umkehren.“
8. „Und kehrt du umme wie du willst,
Er hat bei dir gefessen!
Du hast dein rot Goldfingerlein
In seiner Hand vergessen.
9. Dû hast wol auch was mehr gethan,
Du hast bei ihm geschlafen;
Du hast den grünen Rautenkranz
Auf seinem Haupt gelassen.“
10. „Schweig still, schweig still, Frau Haselin!
Du kannst dich bald umschauen:
Ich hab daheim zwei Brüder stolz,
Die werden dich umhauen.“
11. „Haun sie mich gleich im Winter um,
Im Sommer grün' ich wieder:
Verliert ein Mäd'l ihrn Ehrenkranz,
Den findt sie nimmer wieder.
12. Und wenn die Lind ihr Laub verliert,
So trauern all die Äste:
Ade, ade, feins Mädelein,
Und halt dein Kränzlein feste!“
13. „Ich kann ihn halten, wie ich will,
Er ist mir schon entfallen.

Es ist mir schon von weißer Seid
Ein Schleierlein drauf gefallen.“¹⁾

Der Schleier am Schluß giebt schöne Veröhnung.

In einer flämischen Fassung aus Brügge²⁾ ist es ein zavelboom, wie an der Unstrut³⁾ ein sadenboom, in Sonneberg ein satterbaum. Das Mädchen dankt da wie bei Herder und kehrt gerettet um, dafür tröstet sie der Baum, sie werde, falls Gott es wolle, ihn doch sicher bekommen — merkwürdig durch seine rein sittliche Wendung, auch durch die Milde, daß von einer Drohung des Mädchens mit den Brüdern nichts mehr steht.

Vielleicht kommt dem Liebe vorgegeschichtliches Dasein zu durch sein Auftauchen in England⁴⁾:

It was a maide of my countrè,
As she came by a hathorne-tre,
As full of flowers as might be seen,
She mervel'd to se the tre so grene.

Ist das nicht das Ursprüngliche? der Hagedorn selber, von dem sie die Rosen (?) pflücken will, mahnt sie an die Gefahr.⁵⁾

Auch Schwedisch ist ähnlich ein Gespräch mit der Linde⁶⁾ und litthauisch mit dem Leinbaum (darin die Drohung mit den Brüdern), „doch nehmen diese Lieber andere Richtung“. Eine wendische Fassung⁷⁾ könnte Entlehnung sein.

Von einer mythologischen Beziehung der Hasel sagt Uhland nichts, wohl aber Mannhardt⁸⁾, der von erotischer und obscöner Bedeutung der Haselnüsse spricht: „In die Haseln gehn heißt liebeln.“ Aber die Hasel — sie vertritt das Gemeindegewissen — warnt und schützt ja eben hier vor Erotik! Und doch⁹⁾: die Hasel kann das Mädchen an den verbotenen

1) Nach dem Antwort des Bräutigams setzte sonst die Braut ihren Kranz dem Bräutigam aufs Haupt. Ein gefallenes Mädchen durfte bei der Trauung den Kranz nicht tragen, sondern trug ein weißes Kopftuch (wie die Witwen).

2) Mitgeteilt von Liebrecht, Germ. 14, 93. Französisch erscheint 'Frau Hasel' in den Romanzen bei Bartsch. Leipzig 1870.

3) [S. G.-B. Nr. 174 b.]

4) Aus einer Hf. des 16. Jahrhunderts bei Ritson, ancient songs and ballads, London 1829, 2, 44 (Uhl. Schr. 4, 30, 3, 523).

5) Die Dornrose, rosa canina, heißt bei Remnich 4, 1169 nicht hawthorn.

6) Uhl. 3, 523. 4, 30.

7) Uhl. 3, 427.

8) Ztschr. f. Myth. 3, 96. Belege aus Schwaben („geh mit mir in d' Haselnüss“) das. 97. Vgl. haselieren (17. Jahrh.) „liebeln“.

9) [Zusatz S. 3 aus dem Jahre 1874.]

Genuß mahnen (wie der Sebenbaum an die verderblichen Folgen¹⁾ — das Ganze ist ja doch eigentlich ein Selbstgespräch des Mädchens. „Wer von seinem Schatzchen das Jawort nicht erlangen kann,“ wird aus Westfalen berichtet²⁾, „der mache nur, daß er sie bei der Hasel treffe, so ist der Bund geschlossen.“ Aber in unsern Liedern ist auch davon keine Spur; die Säger in Schlesien, Kuhländchen u. s. w. müssen davon nichts wissen oder doch nicht daran denken. Aber eine Art Liebesbusch war der Haselstrauch: wer nit fräud von seinem lieb gehaben mag, er sech es dann täglich, der sol heslin laub tragen, wann man sücht die hasel selten, dann allein so si frucht tregt³⁾, d. h. der Blüten wegen nicht — also Greifbares, Genuß statt Ideales?

Ob in der Vorzeit und ihren Fassungen, wenn das Lied da schon lebte, die Hasel einen religiösen Hintergrund hatte, das wäre eine andere, aber für unser Lied eigentlich nutzlose Frage. Wirklich war die Hasel heilig.⁴⁾ In altschwedischen Gesetzen⁵⁾ soll jeder im gemeinen Walde hauen dürfen, ohne Buße, außer Eichen und Haseln, die haben Friede, „weil beide Thunars Lieblingsgewächse sind“⁶⁾; Thunar „steht der geschlechtlichen Liebe vor“, wie Fria (Frouwva).⁷⁾

Mit Haselgerten und Schnüren ward im Norden der Gerichts- und Kampfplatz umhegt und durch die Heiligkeit derselben geschützt.⁸⁾

1) S. oben S. 109.

2) Woeste, Ztschr. f. Myth. 2, 96.

3) Häßlerin 172 a.

4) „Wer für sein Weh nach Wärtischwil wallfahrtet und dort einen Haselzweig opfert, der wird geheilt“. Lütolf (Sagen, Bräuche und Legenden aus den 5 Orten Lucern, Uri u. s. w.) bei Pfannenschmid, Weihwasser 64.

5) Myth. 617.

6) Ztschr. f. Myth. 2, 96.

7) a. a. O. 93. 95.

8) S. Grimm, Rechtsaltert. 809 f.; Uhländ, Germ. 4, 62; Möbius, altn. Stoff. s. v. hasla. Man denke auch an die Hasel als Wunschelrute.



32101 068568938

